

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Christian Palentien/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann
Ausbildungs- und Zukunftsperspektiven
ostdeutscher Jugendlicher nach der politischen
Vereinigung Deutschlands

Barbara Hille
Lebenssituation und Lebensperspektiven Jugendlicher
im vereinten Deutschland

Peter Büchner/Burkhard Fuhs
Außerschulisches Kinderleben
im deutsch-deutschen Vergleich
Überlegungen zur Modernisierung kindlicher Sozialisationsbedingungen

Heinz-Hermann Krüger/Gerlinde Haak/Marion Musiol
Kindheit im Umbruch
Biographien ostdeutscher Kinder

B 24/93
11. Juni 1993

Christian Palentien, Dipl.-Päd., geb. 1969; wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsverbund Gesundheitswissenschaften an der Universität Bielefeld. – Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit K. Hurrelmann) Jugendliche – politisch, aber gegenüber Politikern äußerst skeptisch, in: Pädagogik, (1992), 11.

Käte Pollmer, Dr. phil. habil., Dipl.-Psych., geb. 1942; u. a. langjährige Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Jugendforschung, seit 1992 Lehrtätigkeit an der Fachhochschule Potsdam. – Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit K. Hurrelmann) Neue Chancen oder neue Risiken für Jugendliche in Ostdeutschland, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, (1992) 1; (zus. mit K. Hurrelmann) Familientraditionen und Erziehungsstile in Ost- und Westdeutschland im Vergleich, in: Kind-Jugend-Gesellschaft, (1992) 1.

Klaus Hurrelmann, Dr. rer. pol., geb. 1944; Professor für Sozialisationsforschung, Sprecher des Sonderforschungsbereiches „Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter“ an der Universität Bielefeld. – Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit J. Mansel) Alltagsstreß bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang, Weinheim – München 1991; (zus. mit U. Engel) Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Streßreaktion und Delinquenz im Jugendalter, Weinheim – München 1993.

Barbara Hille, Dr. rer. nat., Dipl.-Psych., geb. 1940; 1970–1991 stellvertr. Leiterin der Forschungsstelle für Jugendfragen in Hannover, seit 1991 Leiterin des Arbeitsbereiches „Familie, Jugend, Soziale Dienste“ im Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung an der Universität Hannover. – Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg. mit Walter Jaide) DDR-Jugend. Politisches Bewußtsein und Lebensalltag, Opladen 1990; (Hrsg. mit Walter Jaide) Jugend und Sport in den neuen Bundesländern, Opladen 1992.

Peter Büchner, Dr. rer. soc., geb. 1941; Professor für Erziehungswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg. – Veröffentlichungen u. a.: Einführung in die Soziologie der Erziehung und des Bildungswesens, Darmstadt 1985; (Mithrsg.) Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich, Opladen 1990; (Mithrsg.) Aufwachsen hüben und drüben, Opladen 1991.

Burkhard Fuhs, Dr. phil., geb. 1956; Studium der Pädagogik und Europäischen Ethnologie in Marburg; Mitarbeit in drei Projekten zur Kindheits- und Sozialisationsforschung. – Veröffentlichungen u. a. Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900, Hildesheim 1992; Aufsätze zu Technikgeschichte und Naturwahrnehmung und zur aktuellen Kindheitsforschung.

Heinz-Hermann Krüger, Dr. phil. habil., geb. 1947; Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. – Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg.) Abschied von der Aufklärung? Perspektiven der Erziehungswissenschaft, Opladen 1990; (zus. mit Rainer Lersch) Lernen und Erfahrung, Opladen 1993; (Hrsg.) Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1993.

Gerlinde Haak, Dr. päd., geb. 1950; wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Kinderbiographien, Kinderkultur und familiale Generationsbeziehungen im interkulturellen Vergleich“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Marion Musiol, Diplompädagogin, geb. 1953; wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Kinderbiographien, Kinderkultur und familiale Generationsbeziehungen“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Heinz Ulrich Brinkmann (abwesend), Hannegret Homberg, Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 5500 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Ausbildungs- und Zukunftsperspektiven ostdeutscher Jugendlicher nach der politischen Vereinigung Deutschlands

I. Einleitung

In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, wie ostdeutsche Jugendliche mit den veränderten Bedingungen ihres Lebens, die die politische Vereinigung Deutschlands mit sich gebracht hat, zurechtkommen¹. Wir konzentrieren uns dabei auf die Altersgruppe der 15- bis 18jährigen, also diejenigen Jugendlichen, die sich gerade an der Übergangsschwelle vom allgemeinbildenden Schulwesen in die gymnasiale Oberstufe oder die Berufsausbildung befinden. Welche Möglichkeiten finden diese Jugendlichen, die den in unserem Kulturkreis ökonomisch und auch psychisch so wichtigen ersten Schritte in das Erwachsenenalter gehen, vor? Wie bewerten sie selbst die Chancen und die Begrenzungen für die weitere Gestaltung ihres schulischen, ausbildungsbezogenen und beruflichen Lebensweges?

Zur Beantwortung dieser Fragen stützen wir uns auf zwei repräsentative Jugendbefragungen von 15- bis 18jährigen im Bundesland Sachsen, die – durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert – vom Sonderforschungsbereich „Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter“ (Universität Bielefeld) 1990 und 1992 durchgeführt wurden. Da zu beiden Zeitpunkten nicht nur die Stichprobe identisch war, sondern bis auf einige wenige Ergänzungen auch das gleiche Erhebungsinstrument (ein standardisierter Fragebogen) eingesetzt wurde, trägt die Studie einen Quasi-Längsschnitt-Charakter: Es ist uns möglich, Veränderungen in den Ausbildungs- und Zukunftsperspektiven der Jugendlichen im Zeitraum von 1990, unmittelbar nach der politischen Vereinigung, bis 1992, nach der ersten Konsolidierung von politischen Veränderungsprozessen, vergleichend zu erfassen.

¹ Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland, Bd. 3: Die neuen Länder: Rückblick und Perspektiven, Opladen 1992; Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1992².

Die erste Erhebung ist im November und Dezember 1990 unmittelbar nach der Herstellung der Einheit Deutschlands bei 3 700 Jugendlichen im Alter von 15 bis 18 Jahren durchgeführt worden. In ausgewählten Regionen wurde auf eine repräsentative Verteilung der unterschiedlichen Bildungs- und Ausbildungswege geachtet. Diese Untersuchung ist im November und Dezember 1992 mit dem gleichen Frageninventar und einigen aktuellen Ergänzungen bei einer Kohorte von 3 400 Jugendlichen mit nach Alter und Region gleicher Zusammensetzung wie 1990 wiederholt worden. In gleicher Weise wurde für beide Erhebungen eine Zufallsauswahl an Schulen und innerhalb der Schulen eine Zufallsauswahl an Klassen in einem Ballungsgebiet (Dresden), einem solitären Verdichtungsgebiet (Chemnitz) und einer ländlichen Region (Landkreis Leipzig) realisiert. Die Auswahl der Gebiete erfolgte so, daß sie ein annähernd repräsentatives Abbild der Siedlungs- und Bevölkerungsstruktur im Bundesland Sachsen widerspiegelt. Die Befragung in den Schulklassen übernahmen Mitglieder des Forschungsteams.

Der Zweijahreszeitraum, für den unsere Untersuchung Zeitvergleiche zuläßt, ermöglicht es, für Jugendliche der hier einbezogenen Altersgruppen die Dynamik der Entwicklung während des Einigungsprozesses einzufangen: Haben die 1992 Befragten bereits über einen längeren Zeitraum Erfahrungen mit den neuen Lebensbedingungen machen können, und stehen sie somit unvoreingenommener den neuen Eindrücken gegenüber, so waren die 1990 Befragten von der politischen Vereinigung noch ganz direkt betroffen: Sie wogen ihr gegenwärtiges Erleben kritischer ab und waren gezwungen, es relativierend einzuordnen. Den 1992 Befragten sind diese Vergleichsmaßstäbe zur früheren DDR-Situation zwar schon wesentlich weniger präsent; anzunehmen, daß sich ihre Lebensbedingungen im allgemeinen Umstrukturierungsprozeß seit der Vereinigung Deutschlands nur positiv geändert haben, wäre jedoch verfehlt: Die Hoffnungen auf einen schnellen wirtschaftlichen Aufschwung dürften bei den heutigen im Vergleich zu den damaligen Jugendlichen erheblich geschmälert sein. Selbst die

Politiker, die sich 1990 in günstigen Wirtschaftsprognosen überboten, gestehen heute ihren Irrtum ein. Steigende Arbeitslosenzahlen und geplante Kürzungen der Sozialausgaben sind unübersehbare Zeichen dafür, daß der versprochene Aufschwung Ost in eine unbestimmte Ferne gerückt ist.

Unsere Studie ermöglicht es, gewissermaßen in einem Zeitraffer die Eindrücke und Bewertungen zu konstatieren, die die entsprechenden Altersgruppen im Vereinigungsjahr 1990 und im „Normalisierungsjahr“ 1992 mitteilen. Da die in Sachsen 1990 durchgeführte Untersuchung in Stichprobendesign und Erhebungsverfahren mit einer entsprechenden repräsentativen Untersuchung in Nordrhein-Westfalen abgestimmt war, sind zudem Vergleiche zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen für diesen Zeitpunkt möglich.

Im folgenden gehen wir zunächst auf die Ausbildungssituation ein, in der sich die Jugendlichen befinden, um daran anschließend ihre allgemeine politische und psychische Verfassung zu untersuchen. Im abschließenden Teil werden Überlegungen zur Bewertung und Einordnung der Befunde angestellt.

II. Die Einschätzung der veränderten Bildungssituation

Mit Beginn des neuen Schuljahres im September 1992 wurde die vorher heftig diskutierte Umstrukturierung des Schulsystems in Sachsen – als letztem der neuen Bundesländer – realisiert. Der ehemals einheitliche Bildungsweg für alle Schüler bis zur Klasse 10 teilt sich nun ab Klasse 5. Erstmals standen Eltern und Kinder 1992 hiermit vor einer früheren Bildungswegentscheidung nach vier Jahren Grundschule. Alle Schüler und Schülerinnen ab Klassenstufe 5 mußten sich von ihrer ursprünglichen Klassengemeinschaft trennen und sich entweder für den Besuch einer Mittelschule oder eines Gymnasiums entscheiden.

In den alten Bundesländern kann bereits seit mehreren Jahrzehnten ein Trend zu höherer schulischer Qualifikation festgestellt werden. Im Schulsystem hat dies dazu geführt, daß Hauptschulen erhebliche Verluste an Schülerzahlen hinnehmen mußten und die Gymnasien heute mehr als ein Drittel der Schüler eines Jahrganges aufnehmen. Alle Anzeichen deuten auf eine Angleichung des Bildungsverhaltens in den neuen an die alten Bundesländer hin: Eltern bleibt auch hier nicht verborgen, daß die er-

sten Weichen für die spätere berufliche Position und den damit verbundenen sozialen Status als Erwachsener bereits durch die Schulkarriere der Kinder und Jugendlichen gestellt werden.

1. Bildungsbeteiligung

Bereits 1990 war sicher, daß es eine Umstrukturierung im sächsischen Bildungssystem geben und daß sich der Zugang zu den Gymnasien gegenüber der sehr restriktiven DDR-Tradition vereinfachen würde. Damals wurden die Konzeptionen für das neue Schulsystem heftig diskutiert: Eltern und Kinder waren schon über die neuen Möglichkeiten informiert, obwohl sie noch nicht im einzelnen wußten, was sie unmittelbar in ihrer Stadt oder Gemeinde erwartete.

Das Bewußtsein, welche Bedeutung das Abitur als Startposition für den künftigen sozialen Status haben würde, entwickelte sich rasant: Antworteten 1990 auf die Frage nach dem gewünschten Schulabschluß von den Schülerinnen und Schülern der 9. und 10. Klassen in Sachsen noch 17 Prozent, ihren Bildungsweg mit einem Abitur abschließen zu wollen, so gaben bereits im Frühjahr 1991 bei einer ähnlichen Befragung der 8. Klassen in Leipzig 42 Prozent der Schüler an, ein Abitur ablegen zu wollen².

Die sich 1990 und 1991 bereits abzeichnenden Veränderungen der Bildungsbeteiligung sind 1992 unübersehbar: Der Anteil der Schülerinnen und Schüler in den 5. Jahrgängen, die das Gymnasium in Sachsen besuchen, hat sich nach ersten offiziellen Schätzungen je nach Region auf 35–40 Prozent eingependelt. Damit haben sich auch in Sachsen die Übergangsquoten in die begehrteste der weiterführenden Schulen der Sekundarstufe I an die in Westdeutschland angeglichen. Die Werte für den Gymnasialübergang lagen 1991 in den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern, Thüringen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt, die ihr Schulsystem schon 1990 an die westdeutschen Strukturen angepaßt hatten, um die 30 Prozent, die für den Ostteil von Berlin bei 37 Prozent³. In allen diesen Ländern zeichnet sich 1992/93 ein weiteres Anwachsen dieser Anteile ab. Das Bundesland Sachsen liegt mit seinem Wert von bis zu 40 Prozent für die Gymnasialübergänge in diesem Trend eher in der Spitzengruppe.

2 Vgl. Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann, Neue Chancen oder neue Risiken für Jugendliche in Ostdeutschland?, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, (1992) 1, S. 2–29.

3 Vgl. Hans Günther Rolff u. a., Jahrbuch der Schulentwicklung 7, Weinheim 1992, S. 137.

In den ostdeutschen Ländern erweist sich damit die Anziehungskraft der Schulform Gymnasium als insgesamt sehr groß: Eltern und Jugendliche erblicken in dieser Schulform eine Garantin für einen gesellschaftlich hoch angesehenen Bildungsweg und sehen im Abitur ein in Wirtschaft und Beruf bestens anerkanntes Abschlußzeugnis. Da das Gymnasium außerdem als symbolischer Inbegriff des „westlichen“ Schulsystems gilt, ist anzunehmen, daß die Attraktivität dieser Schulform auch in der diesbezüglich gewünschten raschen Anpassung begründet ist.

Nicht alle Jugendlichen, die nach dem Abitur streben, wollen es als Zugang für ein Studium nutzen. Die Antworten der Gymnasialschülerinnen und -schüler auf die Frage, was sie nach dem Abitur machen wollen, ergaben einen Anteil von 36 Prozent, der direkt ein Hochschul- oder Universitätsstudium anstrebt; 9 Prozent der Befragten wollen nach ihrem Abitur ein Fachhochschulstudium und 24 Prozent eine berufliche Ausbildung beginnen. Auch diese Zahlen unterstreichen den hohen „symbolischen“ Wert des Abiturs als Abschluß, der vielfältige Ausbildungs- und Berufsoptionen erschließt und offenhält, ohne eine sofortige Festlegung zu verlangen.

2. Veränderungen des schulischen Klimas

Die Umstrukturierung des Schul- und Ausbildungssystems in den neuen Bundesländern hat nicht nur Auswirkungen auf strukturelle Merkmale: Curriculare, inhaltliche und rechtliche Reformen, personelle Wechsel etc. führten und führen vielerorts auch zu Veränderungen auf der Binnenebene des Schullebens. Um diese zu erfassen, legten wir den Schülerinnen und Schülern eine Liste mit verschiedenen unterrichtsbezogenen Merkmalen vor. Wir baten sie anzugeben, welche der in dieser Liste aufgeführten Veränderungen eingetroffen sind.

Bereits bei der Befragung 1990, ein Jahr nach dem politischen Umbruch, hatte hiernach die Mehrzahl aller Schülerinnen und Schüler den Eindruck, die Anforderungen im Unterricht seien höher als im vorherigen Jahr. 54 Prozent der Jugendlichen meinten, die Lehrer würden strenger zensieren. Eindeutig war die Zustimmung darüber hinaus zu der Aussage, sich mehr als im vergangenen Jahr anstrengen zu müssen. Über einen Gewinn an Zufriedenheit und Freude beim Schulbesuch berichteten die Jugendlichen allerdings nicht – eher das Gegenteil war der Fall. Ergänzende Beobachtungen von 1992 bekräftigen die Aussagen der Jugendlichen von 1990 in praktisch allen Punkten:

Sie spüren demnach die Umstellung auf ein nach strengen Vergleichsmaßstäben aufgebautes Unterrichtssystem, das einem Wettbewerbsmuster „jeder gegen jeden“ folgt, sozusagen „am eigenen Leibe“.

3. Zukunftsperspektiven der Ausbildungswege

Die von den Schülerinnen und Schülern wahrgenommenen schulischen Anforderungssteigerungen wirken sich – auch im Zusammenhang mit Erfahrungen, die den nur sehr beschränkten Zugang zur erweiterten Oberstufe vor 1989 betreffen – nicht auf die subjektive Sicherheit des erfolgreichen Abschließens des Bildungsweges aus. Auf die Frage nach der Sicherheit des Schulabschlusses/Bildungsweges antwortete jeweils mehr als die Hälfte der Befragten, ganz oder ziemlich sicher zu sein, den angestrebten Schulabschluß zu erhalten (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Sicherheit der Jugendlichen 1990 und 1992, den angestrebten Schulabschluß/Bildungsweg zu erreichen (in Prozent)

Fragestellung: „Wie sicher oder unsicher sind Sie sich, daß Sie den Schulabschluß/Bildungsweg erreichen, den Sie erreichen möchten?“

Antwortmöglichkeiten: Von 1 („ganz sicher“) bis 5 („ganz unsicher“).

Antwortmöglichkeiten	1990	1992
ganz sicher (1)	13	8
ziemlich sicher (2)	42	50
fraglich (3)	37	36
ziemlich unsicher (4)	7	5
ganz unsicher (5)	2	1
\bar{x}	2,43	2,40
n	1917	1943

\bar{x} = mittlerer Skalenwert bzw. Antwortmittelwert
n = Anzahl der Befragten

Quelle: Jugendbefragungen von 15- bis 18jährigen im Bundesland Sachsen 1990 und 1992 des Sonderforschungsbereichs „Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter“ der Universität Bielefeld.

Wie Tabelle 1 zeigt, hat sich das bildungswegsbezogene Sicherheitsempfinden der ostdeutschen Jugendlichen seit 1990 nicht verändert, trotz der in diesem Zeitraum eingetretenen erheblichen Veränderungen der Schul- und Ausbildungsstrukturen. Möglicherweise spiegeln sich in dieser er-

staunlich hohen Sicherheit, die über dem in Westdeutschland erhobenen Niveau liegt, noch die langjährigen Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler mit der schulischen Leistungsbewertung in der ehemaligen DDR wider: Gründe schulischen Versagens wurden in der ehemaligen DDR nicht nur dem individuellen Handeln, den Fähigkeiten und der Leistungsbereitschaft der Schülerinnen und Schüler zugeschrieben, sondern immer auch als ein Versagen und als ein Zeichen für eine mangelnde Kompetenz des Lehrers oder der Lehrerin erachtet. Schlechte Noten blieben in der ehemaligen DDR eher die Ausnahme⁴.

Gab 1990 nur rund ein Zehntel aller Jugendlichen in Sachsen an, im Verlauf einer Schulkarriere schon einmal eine Versetzungsgefährdung erlebt zu haben, so meinte dieses in Nordrhein-Westfalen etwa die Hälfte aller Befragten. Tatsächlich wiederholte mindestens annähernd ein Drittel aller Schülerinnen und Schüler eine Klasse in Nordrhein-Westfalen. In Sachsen gab dieses nur etwa ein Fünftel aller Jugendlichen an⁵. Im Zuge der weiteren Angleichung der Situation dürften sich auch diese Unterschiede abbauen, so daß langfristig mit einer Annäherung der Einschätzung der Kalkulierbarkeit der schulischen Abschlüsse gerechnet werden muß.

4. Die Einschätzung der Ausbildungs- und Berufssituation

Neben den Schülerinnen und Schülern waren vor allem die zum Zeitpunkt des politischen Umbruchs in einem beruflichen Ausbildungsverhältnis stehenden Jugendlichen von den strukturellen Umwälzungen betroffen.

In der DDR wurde lange Zeit eine bereits sehr früh beginnende Hinführung von Jugendlichen zu spezifischen Berufen – je nach Planung des Arbeitskräftebedarfs in regionalen Wirtschaftszweigen – betrieben. Diskrepanzen zwischen den individuellen Interessen und den Arbeitserfordernissen waren den Jugendlichen dadurch nicht immer bewußt. Der mit den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen einhergehende Stabilitätsverlust durch die politische Vereinigung kann insofern Anlaß grundlegen-

4 Vgl. Jürgen Mansel/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann, Gestreßt in Ost und West. Problematische Lebensbedingungen, Wahrnehmung von Arbeitsmarktrisiken und psychosoziale Befindlichkeit von Jugendlichen beim Übergang von der Schule in den Beruf, in: Georg Neubauer u. a. (Hrsg.), Jugend im deutsch-deutschen Vergleich: die Lebenslage der jungen Generation im Jahr der Vereinigung, Berlin 1992, S. 53.

5 Vgl. ebd., S. 54ff.

der Änderungen individueller und zukunftsprospektiver Planungen und damit für tiefgreifende Verunsicherungserfahrungen sein. Sowohl 1990 als auch 1992 haben wir in unserer Studie zur Klärung dieses Sachverhalts die Jugendlichen im Ausbildungsbereich befragt (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Grad der subjektiven Sicherheit sächsischer Jugendlicher über die Erfüllung ihrer beruflichen Vorstellungen

Fragestellung: „Wie sicher oder unsicher sind Sie sich, daß Ihre späteren beruflichen Vorstellungen in Erfüllung gehen?“

Antwortmöglichkeiten: Von 1 („ganz unsicher“) bis 7 („ganz sicher“).

	1990		1992	
	\bar{x}	n	\bar{x}	n
1. Lehrjahr				
männlich	4,66	332	4,43	285
weiblich	4,14	317	4,27	230
2. Lehrjahr				
männlich	4,51	201	4,30	371
weiblich	4,07	298	4,10	258

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

Nach Tabelle 2 ist für die männlichen ostdeutschen Auszubildenden eine Zunahme ihrer Unsicherheit über ihre berufliche Zukunft festzustellen. Wie die Unterteilung der Untersuchungspopulation nach erstem und nach zweitem Lehrjahr ausweist, nimmt diese Unsicherheit mit dem näherkommenen Abschluß der beruflichen Ausbildung zu – dies gilt sowohl 1990 als auch 1992. Es ist anzunehmen, daß die jüngeren Auszubildenden ihre größere Gewißheit auf vage Hoffnungen gründen, ohne hierbei eine Einschätzung der realen Arbeitsmarktverhältnisse und ihrer hiermit zusammenhängenden persönlichen Chancen vorzunehmen.

Die geschlechtsspezifische Verteilung der Antwortmittelwerte weist aus, daß die weiblichen Auszubildenden signifikant unsicherer sind als ihre männlichen Altersgenossen, geht es um eine Einschätzung der Erfüllung ihrer beruflichen Vorstellungen. Wahrscheinlich spiegelt sich hier die Kenntnis darüber wider, daß gerade Frauen in angespannten wirtschaftlichen Situationen deutlich benachteiligt sind.

Eine ähnliche, wenn auch geringer ausgeprägte Differenz zeigt sich, vergleicht man diese Ergeb-

nisse mit denen unserer Studie im Bundesland Nordrhein-Westfalen: Auch hier waren sich 1990 die weiblichen Auszubildenden ihrer beruflichen Zukunft weniger gewiß als die männlichen; insgesamt gaben sich die nordrhein-westfälischen Jugendlichen im ersten und zweiten Berufsausbildungsjahr jedoch deutlich sicherer bezüglich der Erfüllung ihrer beruflichen Wünsche (männliche Lehrlinge: $\bar{x} = 4,87$, $n = 388$; weibliche Lehrlinge: $\bar{x} = 4,62$, $n = 447$) als ihre Altersgefährten im gleichen Jahr in Sachsen⁶.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß sich – bezogen auf die Bildungsbeteiligung – in den neuen Bundesländern zwar eine strukturelle Angleichung an die alten Bundesländer vollzogen hat, zugleich wird aber auch deutlich, daß die subjektive Verarbeitung dieses Prozesses keineswegs auf eine einfache Reproduktion westlicher Entwicklungen hinausläuft. Soziale, politische und wirtschaftliche Unterschiede, die ihre Ursache in einer fast 40jährigen unterschiedlichen Geschichte haben, werden nur allmählich überwunden, das gilt auch für Jugendliche. Können sich diese biographischen Kontexte einerseits positiv – zum Beispiel in bezug auf die dargestellte subjektive Sicherheit des Erreichens eines gewünschten Bildungsabschlusses – auswirken, so liegen hierin andererseits noch die Anforderungen zukünftig zu erbringender Anpassungs- und Veränderungsleistungen.

5. Einschätzung eigener beruflicher Perspektiven

Während die Verunsicherung der allgemeinen Berufsaspirationen der ostdeutschen Jugendlichen im Jahre 1992 größer ist als bei denen im Jahre 1990, zeigt sich ein günstigeres Bild bei den unmittelbaren beruflichen Zukunftschancen (siehe Tabelle 3). Die Antwortpositionen sind 1992 signifikant positiver als 1990. Auch hier sind es die männlichen Befragten, die im Hinblick darauf, daß der Beruf, den sie gewählt haben, ein Beruf mit Zukunft ist, optimistischer sind. Neben dieser geschlechtsspezifischen Ähnlichkeit gibt es eine zweite Analogie zu der allgemeineren beruflichen Verunsicherung: Jeweils die jüngeren Auszubildenden sind überzeugter von den Aussichten der angestrebten Tätigkeit als die älteren.

Insgesamt kann also festgestellt werden, daß die ostdeutschen Jugendlichen 1992 zwar einerseits verunsicherter als die gleichaltrigen Jugendlichen 1990 sind, wenn es um eine Einschätzung der Realisierbarkeit ihrer allgemeineren beruflichen Vor-

⁶ Vgl. ebd., S. 65 ff.

Tabelle 3: Grad der subjektiven Sicherheit sächsischer Jugendlicher bezüglich der Zukunft ihres angestrebten Berufes

Fragestellung: „Glauben Sie, daß Sie in der von Ihnen angestrebten beruflichen Tätigkeit eine gesicherte Zukunft haben werden?“

Antwortmöglichkeiten: Von 1 („nein, glaube ich nicht“) bis 7 („ja, glaube ich ganz sicher“).

	1990		1992	
	\bar{x}	n	\bar{x}	n
1. Lehrjahr				
männlich	5,55	333	5,62	286
weiblich	4,88	316	4,97	233
2. Lehrjahr				
männlich	5,25	202	5,32	373
weiblich	4,53	298	4,74	260

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

stellungen geht. Diese Unsicherheit betrifft jedoch nicht den von ihnen selbst realisierten Beruf: Hier sind es gerade die 1992 befragten Jugendlichen, die überzeugter als die Jugendlichen von vor zwei Jahren sind, einen Beruf mit Zukunft gewählt zu haben. Wir interpretieren diesen Befund als einen Anpassungsprozeß an die neue Ausgangslage: „Die hochfliegenden“ Pläne, die die Jugendlichen 1990, im Sog der Vereinigung, noch umsetzen zu können glaubten, sind 1992 gewichen oder reduziert worden; die „handfesten“ Pläne hingegen haben sich in diesem Zeitraum eher stabilisiert.

III. Psychische und soziale Verunsicherungen

Als Folge sowohl der schulischen als auch der beruflichen Umwälzungsprozesse kann konstatiert werden, daß zwar die individuellen Möglichkeiten für Jugendliche und Eltern in den neuen Bundesländern, traditionelle Strukturen biographisch zu überwinden, stark zugenommen haben: Neben der Wahl einer beruflichen Ausbildung betrifft dies auch die individuelle Entscheidung für oder gegen eine Schulform oder für oder gegen einen speziellen Beruf. Diese Individualisierungschancen stoßen aber infolge der gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Chancenstruktur an ihre materiellen

Grenzen: Noch immer werden zahlreiche Märkte in Ostdeutschland ausschließlich aus den alten Bundesländern bewirtschaftet, mit der Folge, daß Produktionsstätten und Arbeitsplätze im Osten wegfallen. Die Ansiedlung neuer Industrieunternehmen geht nur sehr zögerlich voran, und die Löhne und Gehälter steigen nicht im erwarteten Umfang. Sozialpolitische Differenzierungsprozesse, die im Westen des Landes zu einer sogenannten „Zweidrittelgesellschaft“ geführt haben, die ein Drittel zu wirtschaftlich und sozial unterprivilegierten „stempelt“, zeichnen im Osten Deutschlands eine beängstigende Ausgrenzungsentwicklung ab, die einen weitaus größeren Teil als das untere Drittel der Bevölkerung betrifft.

Jugendliche sind mit diesen Problemen indirekt – über ihr Elternhaus – und auch direkt, durch den erstmals nach der Wende einsetzenden Ausbildungsplatzmangel, konfrontiert. Stärker als ihre Altersgenossen in den alten Bundesländern – dies zeigen vor allem die Ergebnisse der Befragung der sächsischen Auszubildenden, wenn es um die Einschätzung ihrer individuellen und ihrer allgemeinen beruflichen Perspektiven geht – erleben sie die Diskrepanz zwischen den Ansprüchen an ihre eigene zukünftige Lebensführung und -planung und den ihnen objektiv eingeräumten Möglichkeiten, diesen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Sind also einerseits mit der historisch bislang nicht gekannten Anzahl an Laufbahn- und Lebensoptionen die Freiräume enorm gewachsen, so müssen andererseits in diesen Optionen, mit denen auch die Anforderung an die frühzeitige Entwicklung eigener Handlungsperspektiven einhergeht, die Quellen für neuartige Belastungen im Jugendalter gesucht werden: Führt zum Beispiel die Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung dazu, daß bereits während der Schulzeit im gegliederten Schulsystem möglichst Abschlusßzertifikate errungen werden müssen, die einen hohen Tauschwert auf dem Ausbildungsmarkt haben, so ist es die gleiche Ausgangssituation, die bedingt, daß selbst eine hohe Qualifikation keine *Garantie* mehr für einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz bieten kann.

Jugendliche in Ostdeutschland werden mit diesen für sie neuen Erfahrungen in einer Lebensphase konfrontiert, in der darüber hinaus entscheidende Entwicklungsaufgaben anstehen, so z.B. die Lösung aus Abhängigkeiten gegenüber den Eltern, die ökonomische Verselbständigung, aber auch die Partnerbindung und die Familiengründung etc.

1. Emotionale Belastung

Um die subjektive Einschätzung der aus den zahlreichen Veränderungsprozessen erwachsenden und verschiedenste Lebensbereiche betreffende Anforderungen ermitteln zu können, haben wir den Jugendlichen in unserer Studie eine Liste mit verschiedenen Gefühlen vorgelegt: Die Jugendlichen sollten auf die Frage „Wie oft fühlst Du Dich...?“ auf einer vierstufigen Skala von 1 (nie) bis 4 (häufig) angeben, wie häufig bei ihnen einzelne negative Gefühlszustände auftreten.

Der Vergleich der Ergebnisse von 1990 und 1992 zeigt, daß die Summe der angegebenen (Über-)Belastungsgefühle angestiegen ist. Die aus den Summenwerten gebildeten Mittelwerte unterscheiden sich signifikant: 1990 = 1,4 negative Gefühle, 1992 = 1,8 negative Gefühle. Demnach ist also die allgemeine emotionale Anspannungssituation der Jugendlichen nach der politischen Vereinigung deutlich angewachsen: Sie leiden unter „Vereinigungsstreß“.

Daß diese emotionale Belastung vor allem für die Schülerinnen und Schüler in Verbindung mit der Zunahme der schulischen Anforderungen betrachtet werden muß, zeigen die nachfolgenden korrelationsstatistischen Ergebnisse (vgl. Tabelle 4).

Tabelle 4: Mittelwertvergleich der schulischen Belastung 1990 und 1992; Zusammenhang zwischen schulischer Belastung und emotionaler (Über-)Belastung (Pearsonscher Korrelationskoeffizient [r])

Fragestellung: „Wie stark fühlen Sie sich durch das belastet, was in der Schule/bei der Arbeit von Ihnen verlangt wird?“

Antwortmöglichkeiten: Von 0 („Die Belastung ist gleich Null“) bis 10 („Die Belastung ist sehr stark“).

Schulisches Belastungserleben	1990	1992
\bar{x}	5,28**	6,07**
Schulisches Belastungserleben und empfundene emotionale (Über-)belastung		
r	.29**	.32**

** Signifikanz < .001

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

Tabelle 4 zeigt zunächst, daß das in der Schule erprobte Belastungserleben im Zeitraum von 1990 bis 1992 signifikant angestiegen ist. Dieses Erleben steht zu beiden Zeitpunkten in einem nachweisba-

ren Zusammenhang zu den dargestellten emotionalen (Über-)Belastungsgefühlen, wie die Korrelationswerte ausweisen. Ganz offensichtlich sind es also die gestiegenen schulischen Belastungen, die wahrgenommenen Steigerungen der Leistungsanforderungen, die die Befindlichkeit der ostdeutschen Jugendlichen beeinträchtigen.

2. Negative Selbstwertgefühle

Neben dem Ausmaß der in diesen Ergebnissen zum Ausdruck kommenden Leistungs- und Anforderungsdeterminanten interessierte uns, ob sich in diesen Ergebnissen ein genereller Trend widerspiegelt. Wir haben hierzu mittels einer Regressionsanalyse Prädiktoren (statistische Variable zur Vorhersage eines bestimmten Merkmals) eines negativen emotionalen Selbstwertgefühles zu bestimmen versucht.

In beiden Erhebungen, also sowohl 1990 als auch 1992, haben wir die Befragten gebeten, sich mit der Beantwortung der Fragestellung „Wie sehen Sie sich selbst“ zu charakterisieren. Hierzu standen jeweils insgesamt vier die eigene Person positiv beschreibende Aussagen, wie z. B. „Im großen und ganzen bin ich mit mir zufrieden“, und vier die eigene Person negativ beschreibende Aussagen, wie „Manchmal komme ich mir ganz unwichtig vor“, zur Verfügung. Bei jeder dieser acht Möglichkeiten mußten die Jugendlichen mittels einer Skalierung von 1 („stimmt genau“) bis 4 („stimmt nicht“) eine Einschätzung ihrer eigenen Person vornehmen.

Da uns im Kontext des Belastungsempfindens vor allem die negative Selbsteinschätzung interessierte, haben wir in der Auswertung alle acht Antwortmöglichkeiten zu einem Negativ-Selbstwert-Summenindex zusammengefaßt: Ausgezählt wurde, wie häufig die positiven Selbsteinschätzungsitems verneint und die negativen Selbsteinschätzungsitems bejaht wurden, so daß hieran anschließend mittels einer Regressionsanalyse (statistische Analyse, die multiple Zusammenhänge erklärt) Prädiktoren des negativen Selbstwertgefühls ermittelt werden konnten (vgl. Tabelle 5). Als Prädiktoren haben wir in die Analyse Variablen unterschiedlicher Dimension aufgenommen.

Tabelle 5 zeigt das Ergebnis der Analyse: 1990 hat den größten Vorhersagewert für das negative Selbstwertempfinden Jugendlicher der individuelle Stellenwert, den die Jugendlichen schulischen/beruflichen Leistungen beimessen, und die Zufriedenheit mit diesen Leistungen: Je weniger Bedeu-

Tabelle 5: Prädiktoren des negativen Selbstwertempfindens Jugendlicher 1990 und 1992 im Vergleich

Prädiktorvariablen	1990	1992
Hoffnungen durch die Vereinigung	.03*	.15**
Sorgen durch die Vereinigung	.02 ^{n.s.}	.19**
Sorge vor anhaltender Arbeitslosigkeit	.03*	.07**
Stellenwert schulischer/beruflicher Leistungen	.49**	.02 ^{n.s.}
Zufriedenheit mit schulischen/beruflichen Leistungen	.18**	.12**

* Signifikanz < .05

** Signifikanz < .001

n.s. = nicht signifikant

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

tung die Jugendlichen ihren schulischen und beruflichen Leistungen beimessen und je weniger zufrieden sie mit ihren Leistungen sind, desto stärker ist der Erklärungseffekt von negativem Selbstwertempfinden.

Dieses Bild hat sich 1992 gewandelt: Hier sind es nicht mehr vorherrschend die eine Leistungsdimension beinhaltenden Prädiktoren, die zur Vorhersage beitragen. Sie haben deutlich an Einfluß verloren. Weitaus mehr tragen die eher makrosozialen Stressoren zur Erklärungsgüte bei: Je weniger Hoffnungen die Jugendlichen für ihre Zukunft durch die Vereinigung haben und je größer die hiermit verbundenen Sorgen sind, desto stärker ist hier der Erklärungseffekt.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse deutlich, daß sich die Themen, die Jugendliche in Ostdeutschland subjektiv tangieren und das Erleben eines negativen Selbstwertempfindens beeinflussen, gewandelt haben: Noch 1990 zeichnete sich ein übermäßig durch individuelle Leistungen erklärtes Selbstwertgefühl ab, das sowohl die Schule als auch die beruflichen Ausbildungsverhältnisse betraf. Vermutlich waren es gerade diese Bereiche, in denen Jugendliche am unmittelbarsten mit den Veränderungen durch die politische Vereinigung und der Wettbewerbsgesellschaft konfrontiert waren. Diese Prädiktoren eines negativen Selbstwertgefühles verlieren bis 1992 an Stellenwert. Im Kontext der vorangegangenen Ergebnisse, die zumindest für den schulischen Bereich einen Anstieg der Belastungen darstellen, wird deutlich, daß sich die Jugendlichen mit den von ihnen in Schule und Beruf zu erbrin-

genden Leistungen arrangiert zu haben scheinen. Das heißt jedoch nicht, daß Jugendliche durchweg nur noch ein positives Selbstwertgefühl empfinden; vielmehr haben sich Determinanten verändert: 1992 sind es die makrosozialen und zukunftsprognostischen Probleme, die Jugendliche subjektiv in ihrem Selbstwertgefühl betreffen.

IV. Politische Orientierungen Jugendlicher

Die zuletzt referierten Befunde verweisen auf die große Bedeutung, die der Einschätzung der gesamten Lebenslage für die subjektive Befindlichkeit zukommt. Zu dieser Einschätzung gehört auch die politische und wirtschaftliche Lage, insbesondere die Wahrnehmung von Problemen und Krisen in diesem Bereich. Diesem Zusammenhang sind wir abschließend durch Fragen nach der politischen Meinungsbildung und politischen Handlungsimpulsen der ostdeutschen Jugendlichen nachgegangen.

Um zunächst eine allgemeine Einschätzung der Problemlösungskompetenz zu erhalten, die Jugendliche Politikern zuschreiben, legten wir den Befragten eine Liste mit aktuellen und ungelösten Problemen vor, darunter Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrisen. Wir stellten ihnen hierzu die Frage: „Wie wahrscheinlich ist es nach Ihrer Meinung, daß Politiker diese Probleme lösen werden können?“

Die Ergebnisse zeigen, daß die den Politikern zugesprochene Problemlösungskompetenz von 1990 bis 1992 stark abgenommen hat. Liegt der Mittelwert der Antwortverteilung im Jahr 1990 noch bei $\bar{x} = 3,08$, so ist er im Verlauf von zwei Jahren auf $\bar{x} = 1,95$ signifikant gesunken (Antwortmöglichkeiten: Von 1 [„sehr unwahrscheinlich“] bis 5 [„sehr wahrscheinlich“]). In diesem niedrigen Vertrauenswert liegt ein erhebliches Risiko für die Akzeptanz des politischen Systems als Ganzem. Die hier berichteten Werte sollten deshalb Anlaß zu einiger Besorgtheit um die Basis einer funktionierenden repräsentativen Demokratie in Ostdeutschland sein. Offenbar fühlen sich die Jugendlichen politisch nicht an- und ernstgenommen. Diese Skepsis bleibt nicht nur auf die Beurteilung der Problemlösungskompetenz beschränkt, sondern betrifft das etablierte politische Parteienspektrum insgesamt, wie die nachfolgenden Ergebnisse zeigen.

Sowohl 1990 als auch 1992 legten wir den Jugendlichen eine Liste mit verschiedenen Parteien und Gruppierungen vor. Wir baten sie, anzugeben, welche politische Partei oder Bürgerbewegung ihres Erachtens die Jugendlichen und jungen Erwachsenen gegenwärtig am besten vertritt (vgl. Tabelle 6).

Tabelle 6: Parteipräferenzen Jugendlicher 1990 und 1992 (im Vergleich – in Prozent)

Fragestellung: „Was glauben Sie: Welche politische Partei oder Bürgerbewegung vertritt die Jugendlichen und jungen Erwachsenen gegenwärtig am besten?“

Partei/Bürgerbewegung	1990	1992
Konservative Parteien: (CDU/CSU/DSU)	37,2	9,6
Liberales Parteien (FDP)	2,3	2,1
SPD	6,4	4,9
Bürgerbewegungen (Bündnis 90, Grüne Partei)	9,9	6,5
PDS	4,2	2,1
linksorientierte Parteien/ Gruppierungen	2,4	3,9
rechtsorientierte Parteien/ Gruppierungen	n. a.	14,8
ostdeutsche Sammlungs- bewegung „Komitee für Gerechtigkeit“	n. a.	1,7
keine Partei oder Gruppierung	33,6	54,4
n	3 703	3 331

n. a. = nicht aufgelistet

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

Betrachtet man die Präferenzen Jugendlicher, so fallen vor allem die starken Verluste bei den Volksparteien CDU, SPD und FDP auf. Während die CDU einen über 25prozentigen Verlust von 1990 bis 1992 hinnehmen muß, bleibt die SPD mit lediglich 4,9 Prozent der Jugendlichen, die ihr zusprechen, sie würde ihre Interessen am besten vertreten, auf niedrigem Niveau. Der größte Anteil der Befragten entschied sich Ende 1992 für keine Partei oder Gruppierung, gefolgt von den rechtsorientierten Parteien und Gruppierungen, auf die 14,8 Prozent entfielen.

Die Jugendlichen fühlen sich demnach im politischen System nicht gerade angemessen vertreten: Die hier referierten Werte liegen deutlich unter

dem – ohnehin schon niedrigem – Niveau in Westdeutschland und auch unter dem der erwachsenen Bevölkerung. Die Ergebnisse sind deshalb als Symptom für die Entfremdung vom politischen System zu werten.

Um zu erfahren, ob sich in dieser Skepsis gegenüber dem etablierten parteipolitischen System auch Erfahrungen oder Beurteilungen ausdrücken, die die Jugendlichen ihren eigenen Möglichkeiten zuschreiben, politisch partizipieren zu können, fragten wir sowohl 1990 als auch 1992 nach verschiedenen Aktivitäten, die man zur Bewältigung aktueller Probleme ergreifen kann. Wir baten sie, anzugeben, wie wirksam ihres Erachtens die einzelnen Aktivitäten sind. Tabelle 7 zeigt die Mittelwerte von 1990 und 1992 (im Vergleich).

Tabelle 7: Aktivitäten zur Bewältigung gesellschaftspolitischer, sozialer und ökologischer Probleme (Mittelwerte im Vergleich)

Antwortmöglichkeiten: Von 1 („keine Wirkung“) bis 5 („sehr große Wirkung“).

Aktivitäten	1990	1992
Leserbriefe an Zeitungen	2,80**	2,08**
Mitarbeit in politischen Parteien	3,03**	2,55**
Mitarbeit in Bürgerinitiativen	3,24**	2,86**
Teilnahme an politischen Demonstrationen	3,41**	3,08**

** Signifikanz < .001

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

Die Ergebnisse zeigen deutlich, daß das Vertrauen der Jugendlichen in die ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, an der Willensbildung in der Demokratie teilzuhaben, von 1990 bis 1992 in allen Bereichen gesunken ist. Dieses betrifft sowohl die direkten als auch die indirekten Formen der Intervention: Die geringste Wirkung wird 1992 – wie schon 1990 – dem Schreiben von Leserbriefen zugesprochen, den größten Effekt zeitigt – nach Meinung der Befragten – die Teilnahme an politischen Demonstrationen.

Insgesamt kann festgestellt werden, daß sich die Jugendlichen in der etablierten politischen Parteienlandschaft nur zu einem sehr geringem Anteil vertreten fühlen. Hinzu kommt eine große Verunsicherung und Skepsis, die sie ihren eigenen Möglichkeiten, politisch Einfluß zu nehmen, entgegen-

bringen. Im Kontext dieser Ergebnisse muß auch der große Anteil derjenigen Jugendlichen betrachtet werden, die meinen, ihre Interessen würden am besten von rechtsorientierten Parteien und Gruppierungen vertreten. Neuere Studien zur politischen Sozialisation zeigen, daß Jugendliche gerade in Verunsicherungssituationen geneigt sein können, vereinfachte Orientierungen und fundamentalistische Wertsetzungen zu übernehmen⁷. Die Voraussetzungen hierfür sind zur Zeit bei den ostdeutschen Jugendlichen in einem deutlich höheren Maß gegeben als bei den westdeutschen.

V. Gesamteinschätzung der Jugendlichen

Daß sich diese Grundstimmung bislang noch nicht in eine allgemeine Depression umgewandelt hat, zeigen die nachfolgenden Ergebnisse, die abschließend dargestellt werden: Wir fragten die Jugendlichen, ob sie ihre persönliche Lebenssituation im Vergleich zur Zeit vor der Wende als verbessert oder verschlechtert ansehen.

Für die 1990 befragten Jugendlichen konnte festgestellt werden, daß sie ihre Lebenssituation nach der Wende überwiegend positiv einschätzten⁸. Fast zwei Drittel der Jugendlichen erlebten die Entwicklungen nach dem Herbst 1989 als Verbesserung ihres persönlichen Lebens. Etwa ein Drittel meinte, daß weder eine Verbesserung noch eine Verschlechterung eingetreten sei. Allerdings beurteilten die Mädchen ihre Lebenssituation 1990 signifikant schlechter als die Jungen. Diese Trends bestätigen und verstärken sich bei der Befragung 1992. Im „handfesten“ täglichen Erlebensbereich überwiegen demnach – trotz aller berichteten Belastungen – die Vorteile der Vereinigung eindeutig die Nachteile (vgl. Tabelle 8).

1992 hat sich der Anteil der Jugendlichen eindeutig erhöht, der angibt, daß sich sein Leben verbessert hat. Diese Tendenz zeigt sich durchgehend über

7 Vgl. Wilhelm Heitmeyer, *Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation*, Weinheim – München 1987.

8 Vgl. Käte Pollmer, *Zur Reflexion des gesellschaftlichen Wandels und politische Orientierungen ostdeutscher Jugendlicher unter streßtheoretischem Aspekt*, in: Jürgen Mansel (Hrsg.), *Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung*, Weinheim – München 1992.

Tabelle 8: Die Lebenssituation vor und nach der Vereinigung im Vergleich (in Prozent)

Fragestellung: „Schon jetzt kann sich im Vergleich zur Zeit vor der Wende im Herbst 1989 Ihr Leben insgesamt verbessert oder verschlechtert haben. Wie ist das bei Ihnen?“

Antwortmöglichkeiten: Von 1 („sehr verbessert“) bis 5 („sehr verschlechtert“).

Antwortmöglichkeiten	1990	1992
sehr verbessert (1)	10,3	24,5
etwas verbessert (2)	48,7	47,2
weder noch (3)	35,7	21,6
etwas verschlechtert (4)	4,8	5,3
sehr verschlechtert (5)	0,4	1,4
\bar{x}	2,48**	2,2**
n	3 700	3 323

** Signifikanz < .001

Quelle: Jugendbefragungen (wie Tabelle 1).

alle Teilstichproben nach Bildungs- und Ausbildungsstufen und Geschlecht, obwohl auch hier wieder erhebliche Unterschiede in den Antworten zwischen den Geschlechtern auftreten: meinten von den männlichen Befragten etwa drei Viertel, ihr Leben habe sich seit 1989 verbessert, so gaben dieses von den weiblichen Befragten lediglich rund zwei Drittel an.

VI. Schlußbetrachtung

Jugendliche in Ostdeutschland, dies kann zusammenfassend festgestellt werden, sind auch noch zwei Jahre nach der Vereinigung im Herbst 1990 mit zahlreichen sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Umstrukturierungen konfrontiert: 1990 war die Wahrnehmung der sich auch schon seinerzeit abzeichnenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme noch durch eine stark leistungsbezogene Selbstwertdefinition gefärbt; 1992 hat sich das Bild der ostdeutschen Jugendlichen gewandelt: Es ist jetzt vor allem durch eine negative Einschätzung ihrer allgemeinen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und durch eine tiefe Beunruhigung über anhaltende wirtschaftliche und soziale Makroprobleme geprägt. Die eigene konkrete Lebenssituation wird hingegen eher positiv eingeschätzt.

Die nach der Vereinigung im Oktober 1990 einsetzende gesellschaftlich-politische Umstrukturierung des östlichen Teils Deutschlands nach dem Muster des westlichen läßt erwarten, daß auch in diesem die Jugendlichen alle Vor- und Nachteile für ihre Entwicklung erfahren werden, die von den Sozialwissenschaften als typisch beschrieben werden⁹.

Die ostdeutsche Jugend erlebt nach der politischen Wende die Vorzüge einer hochindustrialisierten bürgerlichen Gesellschaft, wie ein reichhaltiges Warenangebot, vielfältige Informationsmöglichkeiten, Meinungsfreiheit, Reisefreiheit, Glaubensfreiheit ohne Benachteiligung und Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Bildungswegen. Andererseits „bezahlt“ sie diese Vorzüge – wie die westdeutsche Jugend – mit sozialer Verunsicherung und mit dem Erleben von Konkurrenz- und Leistungsdruck, der mit der Schulzeit beginnt und sich bis zum Ende der Berufskarriere fortsetzt. Sie wird mit den für sie neuen Erfahrungen in einer Lebensphase konfrontiert, in der entscheidende Entwicklungsaufgaben anstehen: Lösung aus Abhängigkeiten gegenüber den Eltern, ökonomische Verselbständigung, Identitätsfindung, Partnerbindung, Familiengründung und Sinngebung für das eigene Leben.

Für die erfolgreiche Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben in der Lebensphase Jugend ist besonders wichtig, daß die „Schwellensituationen“ gemeistert werden. Das betrifft das Gelingen der Übergänge, erstens innerhalb des Schulsystems, zweitens von der Schule in die Berufsausbildung und drittens von der Berufsausbildung in die Erwerbstätigkeit. Die moderne Industriegesellschaft stellt hier hohe Anforderungen an die Heranwachsenden. Durch die Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung ist wenig kalkulierbar, ob der gewählte Beruf in ein paar Jahren noch gefragt ist. Letztlich ist selbst bei hoher Qualifikation keine Garantie für einen Arbeitsplatz gegeben. Die ostdeutschen Jugendlichen müssen diese Spannungen ertragen lernen, ohne dabei in psychische oder gesundheitliche Schwierigkeiten zu geraten.

Sie müssen außerdem heute ihre Probleme mit einem größeren Anteil eigener Verantwortung lösen als zu DDR-Zeiten. Die normativen Vorgaben für die Lebensgestaltung, die Jugendorganisation und Bildungssystem der DDR vermittelten, sind nahezu ersatzlos entfallen. Die Autorität von Lehrern und Eltern ist gering. Die Jugendlichen sind

⁹ Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986; Klaus Hurrelmann, Familienstreß, Schulstreß, Freizeitstreß, Weinheim – Basel 1990.

im positiven und negativen Sinne immer mehr auf sich selbst gestellt¹⁰.

Wie unsere Studie zeigt, ergeben sich für die ostdeutschen Jugendlichen unter den gegenwärtigen Bedingungen des politischen und wirtschaftlichen Umbruchs Probleme, die die Bewältigung der für das Jugendalter typischen Anforderungen erschweren können.

- *Erstens* werden die psychosozialen Belastungen der Jugendphase von den Jugendlichen in den neuen Bundesländern schwerer verarbeitet, weil sie nicht wie die westdeutschen Jugendlichen von klein auf in diese Verhältnisse hineingewachsen sind, sondern andere Sozialisationsbedingungen hatten.
- *Zweitens* ist zu befürchten, daß infolge der in Ostdeutschland bestehenden wirtschaftlichen Krisensituation mit hoher Arbeitslosenquote und Mangel an Lehrstellen Entsolidarisierungsprozesse einsetzen, die zur Ausgrenzung eines großen Teiles der jugendlichen Bevölkerung führen werden und verschärfend auf den Konkurrenzkampf und den Leistungsdruck wirken.
- *Drittens* ist fraglich, inwieweit die ostdeutschen Eltern und Lehrer den Kindern und Jugendlichen in diesem schwierigen Entwicklungsprozeß Unterstützung geben können, da sie sich selbst mit den Folgeerscheinungen des Umbruchs auseinandersetzen haben, ihre eigene materielle Existenz neu gründen oder verteidigen müssen und ihren Kindern nicht – wie die westdeutschen Eltern – aus langjähriger eigener Erfahrung Orientierungen und Strategien für das Leben unter den Bedingungen der „freien Marktwirtschaft“ übermitteln können.

Unsere Studie zeigt, wie intensiv sich die ostdeutschen Jugendlichen in den verschiedenen Lebensbereichen mit der neuen Lebenssituation nach der politischen und wirtschaftlichen Vereinigung auseinandersetzen. Fassen wir die Ergebnisse zusammen, die sich im Zeitvergleich von 1990 bis 1992 ergeben, dann deutet sich teilweise eine Anpassung an die Situation der westdeutschen Jugendlichen an, teilweise aber auch das Fortbestehen von spezifischen Belastungssituationen, die sich aus der Umbruchsituation und – noch fortwirkend – aus der historischen Vergangenheit der DDR erklären. Dieser letzte Faktor dürfte sich im Verlaufe der nächsten drei bis fünf Jahre verflüch-

tigen, wenn die Umstellungen im Bildungs- und Beschäftigungssystem abgeschlossen sind.

Die heute bemerkenswert stabile und im Kern eher optimistische Einschätzung der konkreten Bildungs- und Zukunftsperspektiven wird vermutlich nur dann anhalten, wenn sich die Bildungs- und Ausbildungschancen und die Berufseintrittschancen der jungen Generation *nicht verschlechtern*, sondern zumindest auf dem derzeitigen Niveau bleiben. Mit den heutigen Lebensverhältnissen haben sich die ostdeutschen Jugendlichen – wie die Ergebnisse unserer Studie dokumentieren – ganz offensichtlich pragmatisch-positiv arrangiert.

Die innere Beunruhigung und Irritation zeigt sich aber zumindest ansatzweise in der angespannten psychischen und sozialen Befindlichkeit der ostdeutschen Jugendlichen. Sie schimmert außerdem deutlich im Bereich der politischen Einstellungen und Erwartungen durch: Die große Enttäuschung über politische Versprechungen drückt sich in einer ernstzunehmenden Skepsis gegenüber den Problemlösungskompetenzen der Politiker und in einer starken Distanziertheit gegenüber den maßgeblichen politischen Kräften aus. Diese Befunde sind als ein deutliches Warnsignal an das politische System der Bundesrepublik Deutschland zu verstehen, das von den Jugendlichen ganz offensichtlich nicht als ihren Interessen angemessen eingeschätzt wird. Die politische Verunsicherung der Jugendlichen liegt nach den Erkenntnissen unserer Studie eher auf der Makroebene als auf der Mikroebene: Die *alltäglichen* Herausforderungen des Lebens glaubt man meistern zu können und schätzt auch die veränderten Bedingungen hierfür eher positiv ein. Die *großen* politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen, die sich an die ganze Gesellschaft richten, machen den Jugendlichen aber ganz offensichtlich erhebliche Sorgen.

Was den Jugendlichen in Ostdeutschland am meisten zu schaffen macht, ist nach den Ergebnissen unserer Studie

- a) die rasche Umstellung auf die „scharfe“ Dynamik einer Wettbewerbsgesellschaft in Bildung und Ausbildung, die über ihr schulisches und berufliches Schicksal entscheidet, und
- b) die Unüberschaubarkeit der großen politischen und wirtschaftlichen Probleme, deren Lösung ihnen unwahrscheinlich erscheint.

Die ostdeutschen Jugendlichen sehen in diesen beiden Faktoren die größten Belastungen für ihr psychisches und soziales Wohlbefinden.

¹⁰ Vgl. Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann, Familientraditionen und Erziehungsstile in Ost- und Westdeutschland im Vergleich, in: Kind-Jugend-Gesellschaft, (1992) 1, S. 2-6.

Lebenssituation und Lebensperspektiven Jugendlicher im vereinten Deutschland

I. Vorbemerkungen

Seit der politischen Wende in der DDR und der Öffnung der Grenzen richtete sich das Interesse westlicher und östlicher Jugendforschung zunächst einseitig auf die Jugend in der ehemaligen DDR bzw. in den neuen Bundesländern. Speziell ging es dabei um Fragen nach der Auswirkung der Wende, der Einschätzung der deutschen Vereinigung, der Einschätzung der Zukunft und den Absichten, in den Westen abzuwandern. Erstmals war es westlichen Forschern möglich, Jugendliche vor Ort direkt zu befragen; umgekehrt konnten Wissenschaftler der früheren DDR ihre Ergebnisse von Befragungen jetzt, ohne Zensur und Restriktionen befürchten zu müssen, veröffentlichen¹. Eine Fülle empirischer Untersuchungen wurde publik gemacht.

Die Ergebnisse dieser ersten Studien nach der Wende basierten nur selten auf repräsentativen Stichproben und waren häufig punktuell auf die aktuelle Berichterstattung konzentriert. Wiederholungsuntersuchungen in sehr kurzer Zeitfolge sollten Veränderungen in den Stimmungen und Einstellungen der ostdeutschen Jugendlichen nach der deutschen Vereinigung feststellen. Die meisten dieser Studien vermitteln daher Momentaufnahmen zu speziellen Zeitpunkten und von ausgewählten Gruppen Jugendlicher (Stichproben) in speziellen Regionen in den neuen Bundesländern².

Nicht zuletzt durch die Medienberichterstattung geriet die Jugend der neuen Bundesländer im Zusammenhang mit aggressiven, feindseligen Aktio-

nen insbesondere gegen Ausländer bzw. Asylbewerber einseitig in das Blickfeld. Es entstand zunächst der Eindruck, als sei die Ablehnung und Aggression gegenüber der zunehmenden Zahl von Asylbewerbern nur ein ostdeutsches Phänomen. Die dazu vorliegenden Daten und Statistiken belegen jedoch, daß zwischen Jugendlichen der östlichen und der westlichen Bundesländer keine nennenswerten Unterschiede bestehen. Dieses Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, die Lebenssituation und die Lebensperspektiven der Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland bzw. im vereinten Deutschland gleichermaßen zu erfassen und darzustellen. Nur im Vergleich ist es möglich, typische Merkmale und Differenzen bei den Jugendlichen in den neuen und den alten Bundesländern zu erkennen. Außerdem sind Zeitvergleiche über größere Zeitsequenzen, z.B. die letzten zwei Jahrzehnte, unerlässlich, um die Momentaufnahmen bewerten zu können. Dazu liegen zahlreiche Daten vor.

II. Jugend nach der Wende im Blickpunkt der Forschung

Sowohl in der ehemaligen DDR als auch in der früheren Bundesrepublik gab es im Bereich der empirischen Jugendforschung eine langjährige Tradition. Sie nahm in der DDR mit Gründung des Zentralinstituts für Jugendforschung (ZIJ) in Leipzig unter Leitung von Walter Friedrich (1967/68) ihren eigentlichen Anfang³. Eine Besonderheit waren die über Jahrzehnte angelegten großen Intervallstudien, deren Ergebnisse jedoch nur partiell publiziert werden konnten.

In der Bundesrepublik wurden durch verschiedene Institute (u.a. im Auftrag der Deutschen Shell) seit den fünfziger Jahren wiederholt repräsentative Jugendbefragungen zu vergleichbaren Themen und Fragen durchgeführt. Die jüngste Shell-Studie, die erstmals als gesamtdeutsche Untersuchung

1 Vgl. u. a. Deutsches Jugendinstitut (DJI) (Hrsg.), Deutsche Schüler im Sommer 1990 – Skeptische Demokraten auf dem Weg in ein vereintes Deutschland. Deutsch-deutsche Schülerbefragung. DJI-Arbeitspapier 3-019, München 1990; Walter Friedrich, Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 16-17/90, S. 25-37.

2 Vgl. u. a. Hans Mierkens/Dieter Kirchhöfer/Irmgard Steiner (Hrsg.), Berliner Schülerstudie 1992, Arbeitsbericht Nr. II, Zentrum für Europäische Bildungsforschung e. V., Berlin 1992; Lebenseinstellungen Chemnitzer Jugendlicher im gesellschaftlichen Wandel, in: Wissenschaftliche Schriftenreihe der TU Chemnitz-Zwickau, (1992) 9.

3 Vgl. Walter Friedrich, Jugend heute, Berlin (DDR) 1966; ders./Harry Müller (Hrsg.), Zur Psychologie der 12- bis 22jährigen, Berlin (DDR) 1980.

durchgeführt werden konnte, ist im November 1992 erschienen⁴.

Vergleiche zwischen Jugendlichen in der DDR und der Bundesrepublik Deutschland waren bereits vor der Wende möglich, wenngleich vornehmlich indirekt auf der Basis von Sekundäranalysen. Sie sind vor allem in der Forschungsstelle für Jugendfragen in Hannover unter Leitung von Walter Jaide und Barbara Hille durchgeführt worden⁵. Bereits an Hand dieser Daten wurde im Vergleich deutlich, daß die Unterschiede zwischen den Jugendlichen der ehemals zwei deutschen Staaten in zentralen Lebensbereichen geringer ausfielen, als dies angesichts der konträren Systembedingungen zu erwarten war. Diese Erkenntnisse konnten nach der deutschen Vereinigung im direkten Vergleich beider Jugendpopulationen in den ersten gesamtdeutschen repräsentativen Jugendbefragungen bestätigt und erhärtet werden⁶. Analogien zwischen den Jugendlichen in Ost und West hat es über Jahrzehnte gegeben, und sie haben sich im Verlauf der letzten ca. zehn Jahre eher noch verfestigt⁷.

Bei Vergleichen zwischen den verschiedenen Jugenduntersuchungen ist jeweils zu prüfen, welche Altersgruppen erfaßt wurden. Hier ist eine unterschiedlich große Spannweite von ca. 13- bis 30jährigen festzustellen. Besonders wichtig erscheint die Einbeziehung der jüngsten Altersgruppen; demgegenüber ist es fragwürdig, 25jährige und ältere junge Erwachsene unter „Jugend“befragungen zu führen. Künftig erfordern die jüngeren Altersgruppen ab ca. 11 Jahren mehr Aufmerksamkeit. Sie sind aufgrund ihrer immer früher einsetzenden körperlichen Reifung und der in dieser Altersphase noch relativ unkritischen Aufgeschlossenheit gegenüber den vielfältigen Einflüssen insbesondere durch die Medien viel früher mit bislang als jugendspezifisch bewerteten Problemen und Fragen konfrontiert. Diese Gruppe wurde in den

4 Vgl. Jugend '92, Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinten Deutschland. Band 1-4, hrsg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Opladen 1992.

5 Vgl. Walter Jaide/Barbara Hille (Hrsg.), Jugend im doppelten Deutschland, Opladen 1977; dies. (Hrsg.), DDR-Jugend. Politisches Bewußtsein und Lebensalltag. Vergleiche mit der Bundesrepublik, Opladen 1990; dies., Zur Lage der Jugend in der Ex-DDR, in: Politische Studien, 42 (1991) 318, S. 372-387; Barbara Hille, Nicht nur Blauhemden. Die Situation der Jugendlichen in der ehemaligen DDR, in: Deutschland-Report Nr. 13, hrsg. von Hans-Joachim Veen/Peter R. Weilemann, Forschungsinstitut der Konrad-Adenauer-Stiftung, Melle 1991.

6 Vgl. Jugend '92 (Anm. 4); Repräsentative Jugendbefragung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Konrad-Adenauer-Stiftung (SFK), Sankt Augustin 1991/92.

7 Vgl. u. a. Walter Jaide/Barbara Hille (Hrsg.), Jugend und Sport in den neuen Bundesländern, Opladen 1992.

neuen Bundesländern als Teilnehmer bzw. Zuschauer von Gewaltaktionen gegen Ausländer auffällig. Die Situation der Kinder bzw. (jungen) Jugendlichen im mittleren Schulalter ist in den neuen Bundesländern vorerst besonders schwierig, weil sie durch den nahezu vollständigen Wegfall der Freizeitangebote durch die staatliche Kinder- und Jugendorganisation (Thälmann-Pioniere und Freie Deutsche Jugend)⁸ stark betroffen sind. Es fehlt zur Zeit in den Kommunen an entsprechenden Angeboten vor allem für die Jüngeren, z. B. für die 9- bis 12jährigen Schüler/innen. Freizeitangebote für (ältere) Jugendliche haben sich demgegenüber bereits in größerer Zahl in neuen Formen entwickelt – wenn auch mit großen regionalen Unterschieden⁹.

Die Jugendphase umfaßte bislang in Ost- und Westdeutschland eine unterschiedliche Zeitspanne. Sie war und ist vorerst für die Jugendlichen in der ehemaligen DDR bzw. in den neuen Bundesländern deutlich kürzer als bei den westdeutschen Jugendlichen. Das ist vor allem bedingt durch:

- den Abschluß der Schul- und Berufsausbildung mit durchschnittlich 18 Jahren,
- den Erwerb des Abiturs nach 12 Schuljahren im Alter von 18 Jahren,
- die bis zur Wende stark begrenzte Quotierung von Abiturienten/innen und Studenten/innen mit längeren Ausbildungs- und Studiengängen und
- die frühe Eheschließung und Familiengründung sowie frühzeitige Mutterschaft.

Auf längere Sicht ist eine Angleichung an die westliche Entwicklung zu erwarten, d. h. eine Verlängerung der Jugendphase durch längere Ausbildungsgänge und – bedingt durch die Arbeitsmarktsituation der neuen Bundesländer – unsichere Berufsperspektiven, verzögerte Berufseinmündung und Arbeitslosigkeit. Dies dürfte auch zum zeitlichen Aufschub der Familiengründung beitragen.

Sämtliche Jugenduntersuchungen, die nach der Wende durchgeführt wurden, weisen übereinstimmend eine mehrheitlich positive Bewertung der

8 Vgl. Arnold Freiburg/Christa Mahrad, FDJ, Der Sozialistische Jugendverband der DDR, Opladen 1982.

9 Vgl. hierzu die laufenden Projekte im Arbeitsbereich „Familie, Jugend, Soziale Dienste“ (Leitung: Barbara Hille) im Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung an der Universität Hannover.

deutschen Vereinigung nach¹⁰, die bei den ostdeutschen Jugendlichen höher ausfällt als bei den westdeutschen, – und zugleich einen beachtlichen Zukunftsoptimismus, der bei den westlichen Jugendlichen noch größer ist und im Zeitvergleich deutlich zugenommen hat. Neben solchen globalen Befunden ist es erforderlich, die Lebenssituation und die Lebensperspektiven der Jugendlichen nach der deutschen Vereinigung genauer in den Blick zu nehmen und im Vergleich Gemeinsamkeiten und Unterschiede differenzierter zu erfassen. Das soll vor allem aufgezeigt werden an den zentralen Lebensbereichen: Familie und Beruf. Außerdem soll nach dem bei Jugendlichen vorhandenen Konfliktpotential gefragt werden, nach Widersprüchen, Abweichungen, Unterprivilegierungen, die sich in der politischen Meinungsbildung niederschlagen können und die in Zusammenhang mit der Entwicklung und Artikulation von Aggression und Gewalt zu beachten sind.

Informationsbasis für diese Analyse sind die zahlreichen Forschungsergebnisse der empirischen Jugenduntersuchungen vor und nach der Wende und nach der deutschen Vereinigung sowie aktuelle praktische Erfahrungen beim Aufbau der Jugendarbeit vor allem in den neuen Bundesländern (z.B. Projekt „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“) und bei der Beratung von Kommunen zur Entwicklung familienpolitischer Initiativen und – in diesen Zusammenhängen – zahlreiche persönliche Gespräche mit Familien und Jugendlichen¹¹.

III. Bewertung zentraler Lebensbereiche

1. Stellenwert der Familie

Partnerschaft und Familie haben bei Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland einen unvermindert hohen Stellenwert. Das belegen bei westlichen Ju-

10 Vgl. Jugend '92 (Anm. 4); Jugendbefragung des SFK (Anm. 6); vgl. außerdem Peter Förster, Jugendliche in Sachsen auf dem Weg in das vereinte Deutschland. Dokumentation einer Intervallstudie 1987 bis 1992, Arbeitsberichte, Büro Leipzig der Friedrich-Ebert-Stiftung, Leipzig 1992; Peter Förster/Walter Friedrich/Harry Müller/Winfried Schubarth, Jugendliche in Ostdeutschland 1992, Forschungsbericht im Auftrag der Freudenberg Stiftung, Leipzig 1992.

11 Vgl. Projekte im Arbeitsbereich (Anm. 9): Hier sind vor allem zu nennen: Das vom Bundesminister für Familie und Senioren geförderte Projekt „Örtliche und regionale Initiativen für Familien“ sowie das vom Bundesminister für Frauen und Jugend geförderte Projekt „Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt“ (in den neuen Bundesländern).

gendlichen auch die Vergleichsdaten empirischer Untersuchungen über zwei Jahrzehnte¹². Auch bei den Jugendlichen in der DDR wurde bereits vor der Wende eine außerordentlich hohe Wertschätzung der Familie festgestellt¹³, die nach der deutschen Vereinigung fortbesteht.

Auf der Basis der gesamtdeutschen Untersuchungsdaten sind nunmehr direkte Vergleiche zwischen Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland möglich. Dabei soll außerdem zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen differenziert werden. Folgende im Ost-West-Vergleich und im Zeitvergleich interessante Fragen werden im Hinblick auf den Stellenwert der Familie dargestellt:

- Wohnen bei den Eltern,
- Einstellungen und Verhältnis zu den Eltern,
- Stellenwert von Ehe und Familie im eigenen Lebensplan sowie
- Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

a) Wohnen bei den Eltern

Der Anteil der Jugendlichen, der bei den Eltern bzw. Mutter oder Vater wohnt, ist in Ost und West durchweg größer, als generell angenommen wird. Immerhin leben von den befragten Jugendlichen noch durchschnittlich 60 Prozent zu Hause¹⁴. Der Anteil der männlichen Jugendlichen ist dabei in Ost- und Westdeutschland in sämtlichen vorliegenden Daten deutlich höher als der der weiblichen. Die Mädchen lösen sich generell früher aus dem Elternhaus, und sie leben auch früher mit dem Freund bzw. Ehepartner zusammen. Letzteres gilt noch häufiger für die weiblichen Jugendlichen in den neuen Bundesländern. Außerdem ist nach dem Alter zu differenzieren.

Beachtenswert sind Zusammenhänge zwischen räumlicher Nähe zu den Eltern bzw. Wohnen im elterlichen Haushalt und den Grundstimmungen und Lebensperspektiven der Jugendlichen. Diejenigen, die zu Hause bei den Eltern wohnen, äußern generell mehr Zuversicht, großen Optimismus und Zufriedenheit – und deutlich weniger Ängste. Sie haben außerdem mehr Vertrauen in

12 Vgl. Walter Jaide/Hans-Joachim Veen, Bilanz der Jugendforschung. Ergebnisse empirischer Analysen in der Bundesrepublik Deutschland von 1975 bis 1987, Paderborn–München 1989, S. 48–74; Barbara Hille, Zum Stellenwert von Ehe und Familie für Jugendliche in beiden deutschen Staaten, in: B. Hille/W. Jaide (Hrsg.), DDR-Jugend (Anm. 5), S. 17–36.

13 Vgl. Barbara Hille, Familie und Sozialisation in der DDR, Opladen 1985.

14 Vgl. Jugend '92 (Anm. 4); Jugendbefragung des SFK (Anm. 6).

den Staat und in die staatlichen Institutionen¹⁵. Räumliche Nähe, die meist mit positiven Beziehungen zu den Eltern einhergeht (s. u.), hat somit auch einen speziellen Einfluß auf die politische Meinungsbildung. Das läßt sich auch in Zeitvergleichen westlicher Jugendstudien nachweisen¹⁶.

b) Einstellungen zu den Eltern

In den Jugendbefragungen der letzten ca. zwei Jahrzehnte in Ost und West beurteilen die meisten Jugendlichen ihr Verhältnis zu den eigenen Eltern positiv. Das wird in den aktuellen gesamtdeutschen Jugenduntersuchungen bestätigt¹⁷. Die Eltern werden z. B. in Ost und West an erster Stelle als Vertrauenspersonen genannt. Dieses positive Vertrauensverhältnis war und ist bei den Jugendlichen in Ostdeutschland noch stärker ausgeprägt. Das mag mit der ehemals besonderen Funktion der Familie unter den Bedingungen des DDR-Systems zusammenhängen, die den Jugendlichen vielfach Rückzugsmöglichkeiten und Schutz gegen Zugriffe und Einflußnahme staatlicher Instanzen bot. Sie war auch Stätte offener und kritischer Gespräche. An zweiter Stelle werden die gleichaltrigen Freunde als Gesprächspartner und Vertrauenspersonen in Ost und West genannt, von den Mädchen deutlich häufiger als von den Jungen. Das hängt damit zusammen, daß sich die Mädchen früher aus der Elternfamilie lösen und an einen festen Freund binden (s. o.). Im Zeitvergleich hat die positive Wertschätzung der Eltern bei den westlichen Jugendlichen eher noch zugenommen (z. B. EMNID 1986 bei 13- bis 24jährigen: 45 Prozent; SFK-Jugendbefragung 1991/92 bei 15- bis 25jährigen: 53/54 Prozent)¹⁸.

Mit Ausnahme der Eltern wird eine generelle Distanzierung gegenüber den Erwachsenen vor allem bei den westlichen Jugendlichen deutlich. Einen besonders geringen Einfluß haben „Amtspersonen“, z. B. Lehrer und Vorgesetzte, als Vertrauens- und Ansprechpartner in Ost und West.

Beachtlich sind die Zusammenhänge zwischen einem positiven, vertrauensvollen Verhältnis zu Eltern und Freunden und den von den Jugendlichen geäußerten Stimmungen und Einstellungen. Bei positiven Beziehungen zu den Eltern werden häufiger optimistische Stimmungen, positive Bewertungen und eine höhere Lebenszufriedenheit geäußert (s. o.). Diese Zusammenhänge werden

bei den Jugendlichen in den westlichen Bundesländern noch deutlicher sichtbar. Positive Beziehungen zu gleichaltrigen Freunden wirken offensichtlich in unterschiedlicher Richtung. Diejenigen, die positive Beziehungen zu Gleichaltrigen an erster Stelle nennen, sind z. B. eher unzufrieden und kritisch gegenüber den bestehenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eingestellt. Bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern wird eine andere Tendenz sichtbar. Bei einem positiven Vertrauensverhältnis sowohl zu den Eltern als auch zu den Freunden überwiegen z. B. eher kritische Bewertungen des politischen Systems. Dies mag auf einer aus dem DDR-System resultierenden Prägung beruhen, unter dessen Bedingungen es nur in Familie und privatem Freundeskreis möglich war, kritische Positionen und politische Einstellungen zu äußern. Die wenigen Jugendlichen, die keine Vertrauensperson benennen, sind generell eher unzufrieden und pessimistisch.

Das mehrheitlich feststellbare positive Vertrauensverhältnis zu den Eltern bedeutet nicht, daß die Jugendlichen wie ihre Eltern leben möchten. Etwa die Hälfte der Jugendlichen will das Leben anders gestalten als die eigenen Eltern¹⁹. Die Distanz der ostdeutschen Jugendlichen ist noch etwas größer, was verständlich wird angesichts der durch die deutsche Vereinigung vorhandenen neuen Lebensmöglichkeiten und -chancen insbesondere für die junge Generation.

c) Stellenwert von Familie und Ehe im Lebensplan

Partnerschaft, Ehe und Familie haben in den Lebensplänen der Jugendlichen einen hohen Stellenwert, der sich im Vergleich der letzten zwei Jahrzehnte nicht verändert hat²⁰. Die meisten Jugendlichen wünschen sich:

- ein glückliches Zusammenleben mit Partner/in,
- Treue in der Partnerschaft sowie
- Kinder und ein glückliches Familienleben.

Diese Wünsche rangieren bei den ostdeutschen Jugendlichen noch höher, was auch mit den Ergebnissen früherer Untersuchungen in der DDR und kurz nach der Wende übereinstimmt²¹.

Die positive Einstellung zur eigenen Familiengründung hat somit „Tradition“, die vor allem in der ehemaligen DDR durch die Familiengesetzgebung und eine auf die Familie mit erwerbstätiger Mutter gerichtete Sozialpolitik unterstützt und abgesichert

15 Vgl. Jugendbefragung des SFK (Anm. 6).

16 Vgl. W. Jaide/H.-J. Veen (Anm. 12).

17 Vgl. Jugend '92 (Anm. 4); Jugendbefragung des SFK (Anm. 6).

18 Vgl. ebd.; außerdem W. Jaide/H.-J. Veen (Anm. 12).

19 Vgl. Jugendbefragung des SFK (Anm. 6).

20 Vgl. W. Jaide/H.-J. Veen (Anm. 12).

21 Vgl. B. Hille (Anm. 13); W. Jaide/B. Hille (Anm. 7).

wurde²². In Zeitvergleichen westlicher Studien haben sich die familienbezogenen Wünsche und Vorstellungen in positiver Richtung eher noch verstärkt. Der Wunsch nach einer Familiengründung hat dabei deutlichen Vorrang vor der Eheschließung, die häufig bis zum Zeitpunkt der Familiengründung aufgeschoben wird. Partnerschaft, Familie und Elternschaft werden von den heutigen (westlichen) Jugendlichen teilweise in neuen Formen und Zeitsequenzen realisiert. Die hohe Akzeptanz bleibt jedoch bislang bestehen²³.

Bei den ostdeutschen Jugendlichen ist der Anteil der jungen Verheirateten und der sehr jungen Eltern bislang im Vergleich beträchtlich höher. Hierauf hatten die DDR-spezifischen Lebensverhältnisse einen prägenden Einfluß, z. B. die Chance, als Ehepaar und Familie eine Wohnung zu erhalten. Auch die soziale Absicherung des Status der alleinstehenden Mutter ist in Zusammenhang zu sehen mit der großen Zahl sehr junger nicht verheirateter Mütter.

d) *Verbindung von Familie und Beruf*

Ein Hauptproblem heutiger junger Familien stellt sich in der Frage nach der Kombination von Ehe, Mutterschaft, Familienleben und Beruf, und zwar nach wie vor vornehmlich für die jungen Frauen. In dieser Frage zeigen sich beachtliche geschlechtstypische Unterschiede und Differenzen auch zwischen Jugendlichen der neuen und der alten Bundesländer. Eine „konventionelle“ Haltung wird häufiger von den westdeutschen männlichen Jugendlichen vertreten. Sie manifestiert sich in der Frage, ob die Frau zugunsten der Familientätigkeit ihre Berufstätigkeit aufgeben sollte. Diese Vorstellung wird von den männlichen Jugendlichen häufiger vertreten, während die Mädchen nur noch selten zur Aufgabe des Berufes bereit sind. Dafür ist das inzwischen erreichte höhere Ausbildungsniveau der Mädchen in West und Ost in Rechnung zu stellen. Bei den weiblichen Jugendlichen in den neuen Bundesländern ist diese Tendenz noch deutlicher ausgeprägt. Dem entspricht auch die hohe Erwerbstätigenquote unter den Frauen, die vor der Wende bei ca. 90 Prozent lag²⁴.

22 Vgl. B. Hille (Anm. 13); dies. (Anm. 12).

23 Vgl. Manfred Hermanns/Barbara Hille, Familienleitbilder im Wandel. Normative Vorgaben und Selbstkonzepte von Eltern und Jugendlichen. Materialien zum Siebten Jugendbericht. Band 3, München 1987.

24 Vgl. Barbara Hille, Weibliche Jugend in der DDR, in: dies./W. Jaide (Hrsg.), DDR-Jugend (Anm. 5), S. 251–275.

e) *Resümee über das Verhältnis zur Familie im Ost-West-Vergleich*

Das Verhältnis Jugendlicher zur Elternfamilie ist – sowohl im Zeitvergleich als auch im Ost-West-Vergleich – überwiegend positiv. Als Bezugs- und Vertrauenspersonen spielen die Eltern eine wichtige, teils sogar die wichtigste Rolle. An zweiter Stelle werden die gleichaltrigen Freunde genannt, im Westen etwas häufiger als im Osten. Die im DDR-System vorherrschende umfassende Organisation und Indoktrination der Gleichaltrigen reduzierte wahrscheinlich eine Aufnahme intensiverer Beziehungen zu Personen außerhalb der Familie. Allerdings entwickelten sich auch zunehmend informelle, nichtorganisierte Freundescliquen im Freizeit- und Privatbereich außerhalb des staatlich organisierten „Jugendlebens“.

Die Neigung zu relativ früher und beständiger, auf Treue basierender Bindung an einen festen Partner ist bei Jugendlichen in Ost und West gleichermaßen stark ausgeprägt. Ehe und Elternschaft werden demgegenüber von den ostdeutschen Jugendlichen bislang in früherem Alter realisiert als von den westdeutschen. Die positive Wertschätzung der Familie – und zwar der Eltern wie der eigenen künftigen Familie – ist im Ost-West-Vergleich und im Zeitvergleich stabil geblieben. Dabei wünschen sich die heutigen jungen Mädchen in Ost und West eine Kombination von Familie und Beruf. Die Hausfrauen-Ehe und -Familie mit langfristig nicht erwerbstätiger Frau und Mutter ist keine mehrheitsfähige Alternative mehr für die jungen Frauen und Familien. Das gilt noch eindeutiger für die Mädchen und jungen Frauen in den neuen Bundesländern.

Von der Realisierbarkeit beider Lebensbereiche – Familie und Beruf – wird es vor allem in den neuen Bundesländern abhängen, ob es gelingt, die jungen Mädchen und Frauen künftig mehr als bisher für das neue gesamtdeutsche politische und gesellschaftliche System zu gewinnen. Bislang sind bei ihnen noch deutliche Vorbehalte und Distanzen festzustellen²⁵. Darin deutet sich ein Konfliktpotential an, dessen politische Reichweite nicht unterschätzt werden sollte.

2. Stellenwert des Berufes

Im Vergleich zwischen den Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland überwiegen ebenfalls die Übereinstimmungen in der generell positiven Bewertung von Beruf und Leistung. Zugleich produziert die schwierige Arbeitsmarktsituation in den

25 Vgl. ebd.; vgl. außerdem Jugend '92 (Anm. 4).

neuen Bundesländern auf seiten der dort lebenden Jugendlichen konkrete Ängste vor Arbeitslosigkeit. Dennoch äußern sie im Hinblick auf ihre persönliche Entwicklung eine beachtliche Zuversicht und schätzen die künftige wirtschaftliche Entwicklung überwiegend positiv ein²⁶. Dieses große Vertrauenspotential bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern ist sorgsam zu stützen und zu erhalten.

Folgende Ergebnisse sind in den aktuellen Befragungen beachtenswert, die hier knapp summiert werden sollen²⁷:

- Bei Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland überwiegen die Zustimmungen und positiven Bewertungen hinsichtlich Ausbildung, Beruf und Leistung.
- Für das Lebensziel „Eine Arbeit, die erfüllt“ entscheiden sich die ostdeutschen Jugendlichen noch ausdrücklicher als die westdeutschen.
- Von den Jugendlichen in den neuen Bundesländern werden für die Wahl des Berufs instrumentelle, materielle Gründe (Verdienst, Sicherheit, Aufstieg) wesentlich häufiger genannt als von den westdeutschen Jugendlichen, von den männlichen Jugendlichen häufiger als von den weiblichen.
- Das Motiv „Für andere Menschen etwas tun“ wird von den weiblichen Jugendlichen (traditionell) häufiger genannt.
- Die Aussage „Leistung und Erfolg gehören für mich zum Leben“ wird von den ostdeutschen Jugendlichen häufiger bejaht.
- Die Realisierbarkeit der Berufspläne wird von den Jugendlichen in den neuen Bundesländern deutlich skeptischer eingeschätzt als in den alten Bundesländern. Die Befürchtung, arbeitslos zu werden, spielt dabei eine ausschlaggebende Rolle.

Die Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen birgt ein spezielles Konfliktpotential, das politisch wirksam werden kann (s. u.). Hier sind gezielte Maßnahmen erforderlich.

3. Politische Meinungsbildung und Konfliktpotentiale

Politisches Engagement war stets eine Angelegenheit von Minderheiten, was auch in Zeitverglei-

chen deutlich gemacht werden kann. Meldungen von „Null-Bock“ auf Politik bei heutigen Jugendlichen greifen deshalb zu kurz²⁸. Tatsächlich wird von einem Drittel bis zur Hälfte der Jugendlichen *Interesse an Politik* bekundet, von den Jugendlichen in den neuen Bundesländern allerdings etwas seltener. Dabei spielt offensichtlich ein höheres Maß an Skepsis und Mißtrauen eine Rolle. Hinzu kommen Unkenntnis und Unsicherheit gegenüber dem für sie noch unbekanntem demokratischen System in Deutschland, den bislang wenig vertrauten Institutionen und besonders gegenüber den politischen Parteien. Das Vertrauen in die bestehenden politischen Parteien und deren Vertreter ist bei Jugendlichen in Ost und West gleichermaßen gering. Beachtlich sind bei politischen Fragen die zahlreichen unentschiedenen Antworten, die etwa ein Drittel ausmachen, und zwar bei Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland. Sie können ebenfalls hinweisen auf Desinteresse, Unkenntnis und Skepsis. Außerdem ist gegenüber der Mehrzahl der optimistischen und zufriedenen Jugendlichen in Ost und West der Anteil der wenig Zufriedenen und Unzufriedenen zu beachten, der insgesamt immerhin ca. ein Drittel ausmacht.

Vor allem die weiblichen Jugendlichen in den neuen Bundesländern zeigen eine größere Distanz zu vielen Fragen (s. o.): auch eine größere Skepsis gegenüber der deutschen Vereinigung, eine positivere Einschätzung des Sozialismus, noch größeres Mißtrauen gegenüber den bestehenden Parteien und Institutionen im vereinigten Deutschland, sowie größeren Pessimismus im Hinblick auf die wirtschaftliche Entwicklung. Diese Distanzierung hängt zweifellos mit dem erlebten Verlust von Vergünstigungen und Privilegien auf seiten der Frauen in den neuen Bundesländern zusammen, insbesondere mit der Furcht vor einem Abdrängen vom Arbeitsmarkt.

Besondere Aufmerksamkeit ist den arbeitslosen Jugendlichen in Ost und West zuzuwenden. In fast allen Fragen bilden sie eine Sondergruppe: Sie zeigen z. B. ein deutlich höheres Ausmaß an Zukunftsangst, Pessimismus, Unzufriedenheit, Mißtrauen und Skepsis gegenüber Marktwirtschaft und Demokratie. Das gilt für arbeitslose Jugendliche in Ost- und Westdeutschland gleichermaßen²⁹. Interessanterweise bleibt bei den jugendlichen Arbeitslosen in den neuen Bundesländern bislang die allgemein hohe Wertschätzung von Beruf und Leistung intakt. Darin spiegelt sich offenbar eine

26 Vgl. auch den Beitrag von Christian Palentien/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann in diesem Heft.

27 Vgl. Barbara Hille, *Jugend und Beruf* in beiden deutschen Staaten, in: dies./W. Haide (Hrsg.), *DDR-Jugend* (Anm. 5), S. 37-74.

28 Vgl. *Jugend '92* (Anm. 4); *Jugendbefragung des SFK* (Anm. 6); P. Förster (Anm. 10); P. Förster u. a. (Anm. 10); W. Jaide/H.-J. Veen (Anm. 12).

29 Vgl. *Jugendbefragung des SFK* (Anm. 6).

DDR-spezifische Prägung zugunsten des hohen Stellenwertes der Arbeit für Mann und Frau im DDR-Sozialismus wider. Es fragt sich, wieweit sich aus der Situation der Arbeitslosigkeit ein Konfliktpotential entwickelt, das im politischen Bereich wirksam wird und sich z. B. in der Akzeptanz und Ausübung von gewalttätigen Aktionen artikuliert. Nach den vorliegenden Untersuchungsdaten sind es in der Tat vor allem – aber nicht nur – Benachteiligte, Unterprivilegierte, Arbeitslose, die in der rechtsextremen Szene aggressiv agieren. Von der überwältigenden Mehrheit der Jugendlichen werden radikale Gruppen und deren Gewalttätigkeiten allerdings abgelehnt. Dementsprechend läßt sich ein rechtsextremes Potential unter den Jugendlichen der neuen Bundesländer in einer Größenordnung von ca. zwei bis fünf Prozent feststellen; diese Quote gilt ähnlich für die westdeutschen Jugendlichen. Zu beachten ist allerdings auch das Umfeld von Sympathisanten, deren Anteil sich auf ca. acht Prozent beziffern läßt. Dieses Umfeld läßt sich nicht scharf abgrenzen³⁰. Es könnte ein mobilisierbares Reservoir darstellen und bei aktuellen Anlässen, wie z. B. dem in manchen Regionen als unzumutbar erlebten Asylantenstrom, den extremistischen Kern verstärken.

IV. Folgerungen für die politische Bildung

Mit dieser Skizze der Lebenssituation und der Lebensperspektiven der jungen Generation – im repräsentativen Querschnitt sowie in Zeitvergleichen – dürfte deutlich geworden sein, daß für die Mehrheit der Jugendlichen sowohl in den neuen als auch den alten Bundesländern die zentralen Werte Familie und Beruf weithin intakt geblieben sind: Die Übereinstimmungen sind deutlich größer als die Gegensätze. Differenzen ergeben sich vornehmlich bei der Realisierung dieser Wertvorstellungen im Lebensalltag.

Gegenüber diesen mehrheitlich positiven Tendenzen deuten sich aber auch Brüche und Gefährdungen an, wie sie allerdings weniger in quantitativen Repräsentativbefragungen, sondern in qualitativen Studien über den Lebensalltag sichtbar werden können:

- Dem nachweislich hohen Stellenwert der Familie steht ein wachsender Anteil von Problemfamilien, von Familien in schwierigem sozialem

Milieu sowie zerbrochenen, konflikträchtigen, gewalttätigen Familien gegenüber, der im Hinblick auf abweichendes, kriminelles Verhalten und speziell das Gewaltpotential unter Jugendlichen genauer in den Blick zu nehmen ist.

- Dem hohen Stellenwert des Berufes steht die Zunahme der Zahl der Arbeitslosen gegenüber. Arbeitslosigkeit wird vor diesem Hintergrund als besonders belastend erlebt. Vor allem Jugendliche mit geringer Qualifikation bilden eine Problemgruppe mit geringen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Sie ist in Zusammenhang mit extremistischen Gruppen besonders zu beachten. Bei einer Kumulation negativer Faktoren muß von einer Gefährdung ausgegangen werden.

Hieraus ergeben sich spezielle Aufgaben für die Jugendarbeit und die politische Bildung: die Jugendlichen im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten „aufzufangen“.

Im Hinblick auf die politische Integration der Mehrheit der Jugendlichen in den neuen Bundesländern in das vereinigte Deutschland bietet einerseits die hohe positive Bewertung der deutschen Vereinigung und die Identifizierung als Deutsche positive Ansätze. Andererseits kann die Unkenntnis demokratischer Strukturen, Regeln und Verhaltensweisen ein Nährboden für politische Distanzierung wie auch Radikalisierung sein. Dazu hat die Schwarz-Weiß-Zeichnung des westlichen „Kapitalismus“ gegenüber dem „Sozialismus“ in der DDR beigetragen.

Der politischen Bildung – innerhalb und außerhalb von Schule und Hochschule – kommt in dieser bedeutsamen Phase des Zusammenwachsens eine wichtige Aufgabe zu³¹. Sie muß z. B. die Aufarbeitung der unterschiedlichen vierzigjährigen Geschichte im geteilten Deutschland leisten. Zunächst geht es vor allem darum, differenzierte Kenntnisse über die Gesetze, Normen und Regeln in einer modernen westlichen Demokratie zu vermitteln. Es kommt jetzt darauf an, Interesse und Verständnis zu wecken für das Funktionieren dieser Demokratie in Deutschland – mit allen ihren Umständlichkeiten, Ungerechtigkeiten und vielfältigen Enttäuschungen –, die von den jungen Menschen mitgetragen und unterstützt werden muß. Das gilt gleichermaßen für Jugendliche der alten wie der neuen Bundesländer in Deutschland.

31 Vgl. Barbara Hille, Jugend im vereinten Deutschland. Ergebnisse der empirischen Jugendforschung für die Erwachsenenbildung, in: berichte – materialien – planungshilfen, Pädagogische Arbeitsstelle, Deutscher Volkshochschulverband, Frankfurt am Main 1991.

30 Vgl. P. Förster u. a. (Anm. 10).

Außerschulisches Kinderleben im deutsch-deutschen Vergleich

Überlegungen zur Modernisierung kindlicher Sozialisationsbedingungen

I. Fragestellung und Untersuchungsmethoden

Ausgangspunkt unserer Überlegungen¹ war zum einen der beobachtbare Wandel des heutigen Kindseins, wie wir ihn vor allem in den alten Bundesländern erleben. Veränderte familiäre Sozialisationsbedingungen und Formwandel der kindlichen Freizeitgestaltung sind hier wesentliche Bezugspunkte. Zum anderen interessieren uns die sich aus der deutschen Vereinigung ergebenden Konsequenzen für die Lebenssituation heutiger Kinder besonders in den neuen Bundesländern. Dort befindet sich das außerschulische Kinderleben im Umbruch, und es stellt sich nach dem abrupten Wegfall der durch die Thälmann-Pionierorganisation und die Freie Deutsche Jugend (FDJ) betreuten schulischen und außerschulischen Freizeitangebote die dringende Frage, was an deren Stelle treten könnte.

Hüben wie drüben wird vor diesem Hintergrund zwar viel darüber nachgedacht, wie die verschiedenen Institutionen (z. B. Schulen, Freizeiteinrichtungen) für Heranwachsende aussehen sollten, aber die Kinder und jungen Jugendlichen selbst treten zumeist nur ins engere Blickfeld, wenn es Probleme mit ihnen gibt. Spätestens dann aber wird allen Beteiligten deutlich, daß wir besonders über die Altersgruppe der 10- bis 14jährigen nur sehr wenig wissen, handelt es sich doch hier um die sogenannten „Lücke“-Kinder², eine auch von der Forschung bislang nur wenig beachtete Altersgruppe.

1 Im folgenden Beitrag werden zusammenfassend erste Ergebnisse einer deutsch-deutschen Vergleichsstudie über „Lebensformen von 10- bis 14-jährigen Kindern“ und insbesondere über die Freizeitaktivitäten und Freizeitinteressen dieser Altersgruppe vorgestellt. Die Studie ist Teil einer umfassenderen Untersuchung zu „Kinderbiographien, Kinderkultur und familialen Generationsbeziehungen“ in drei westeuropäischen Regionen (Ostdeutschland: Halle/Merseburg; Westdeutschland: Marburg/Frankfurt am Main; Niederlande: Leiden/Rotterdam).

2 Vgl. Lückeprojekt, Die „Lücke“-Kinder. Zur Freizeitsituation von 9- bis 14-jährigen, Weinheim - Basel 1984.

Die Fragestellung unseres Forschungsprojektes setzt hier an. Uns interessiert die Lebenssituation und insbesondere der außerschulische Lebensalltag dieser 10- bis 14jährigen Kinder. Zielsetzung des Projekts ist die Beantwortung der Frage,

- wie diese Kinder ihren Weg ins Jugendalter gestalten (kinderbiographischer Aspekt);
- welche Regeln und Sanktionen sowie welche Anregungsgehalte das Leben dieser Kinder in unterschiedlichen Handlungszusammenhängen bestimmen (familienkultureller und sozialer Beziehungsaspekt) und
- wie diese Kinder die ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten (Optionen) im Lebensalltag nutzen (kinderkultureller Aspekt).

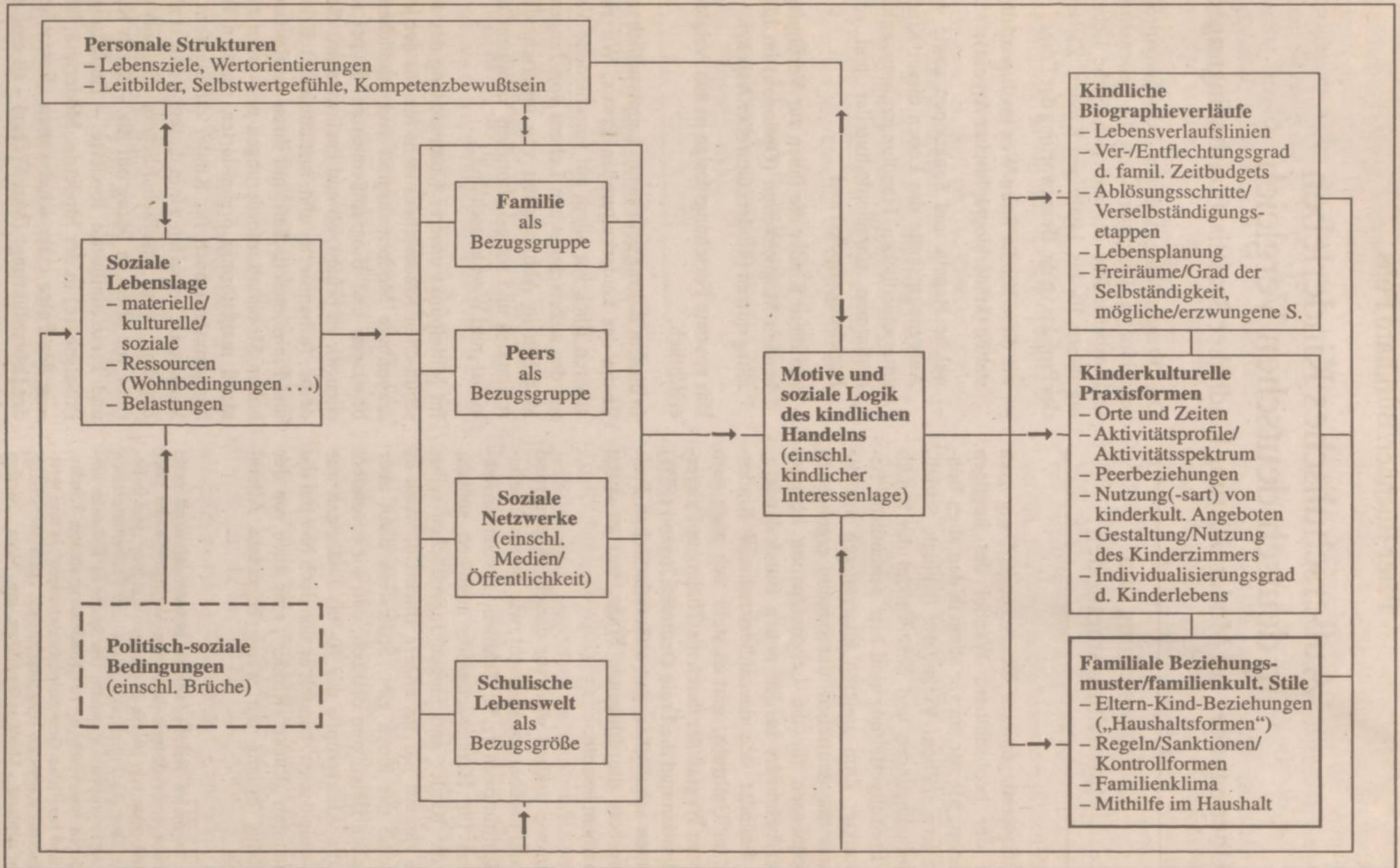
Das gesamte Forschungsdesign ist aus Abbildung 1 ersichtlich.

In diesem Beitrag geht es uns hauptsächlich um die Ebene der kinderulturellen Praxis. Wir richten unseren Blick vor allem auf verschiedene Varianten des außerschulischen Lebens von Jungen und Mädchen in Abhängigkeit von unterschiedlichen regionalen und sozio-kulturellen Voraussetzungen in Ost- und Westdeutschland.

Im Mittelpunkt unserer Untersuchung des außerschulischen Kinderlebens steht für uns der jeweils erkennbare Modernitätsgrad von kindlichen Lebenslagen und Biographiemustern. Dabei versuchen wir zu prüfen, ob und inwieweit sich die moderne (urbanisierte und mediatisierte) Erlebnis- und Freizeitgesellschaft³ mit ihren vergleichsweise hohen Mobilitätsanforderungen und ihren zunehmend marktförmig organisierten sozialen Beziehungsmustern auch für Kinder durchgesetzt hat. Modernität begreifen wir in diesem Kontext als das Ergebnis von gesellschaftlichem Gestaltwandel (hier vor allem in bezug auf die - durch Kultur- und Freizeitindustrie forcierte - Entfaltung der Privatsphäre) in der Moderne. Modernität ist also - in der Folge einer schubweisen „Entzauberung der Lebensführung“ (Max Weber) - als eine spezi-

3 Vgl. Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt am Main - New York 1992.

Abbildung 1: Strukturmodell heutigen Kinderlebens



Quelle: Eigene Darstellung.

fische Konfiguration von sozio-kulturellen Strukturmerkmalen (bezogen auf bis dahin nicht-moderne, traditionale oder allenfalls teilmoderne Lebens-, Verhaltens- und Beziehungsformen) zu verstehen⁴.

Wir unterstellen, daß die Dynamik des Modernisierungsprozesses die verschiedensten Lebens- und Entwicklungszusammenhänge (ökonomische, politische, soziale, kulturelle) mit jeweils regionalen und partikularen Beschränkungen erfaßt, ohne daß damit notwendigerweise schon Fortschritt verbunden sein muß. Im Gegenteil: Ein auf bestimmte gesellschaftliche Zusammenhänge bezogener Modernisierungsschub in einer Epoche kann durchaus in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen negative Folgen oder Risiken in der nächsten Epoche provozieren. Ulrich Beck nennt diese Wechselwirkungen und die daraus erwachsenden Widersprüche „reflexive Modernisierung“⁵.

Wenn wir im folgenden von „modernen“ Kindern reden, ist damit ausdrücklich eine Abkehr vom Mythos der Moderne als Fortschritt gemeint⁶. Wir wollen im voraus weder eine kulturpessimistische Bewertung modernen Kindseins (etwa im Sinne von Neil Postman) noch eine euphorisch positive Sicht des heutigen Kinderlebens nahelegen, sondern versuchen, zunächst auf der Basis unserer empirischen Forschungsergebnisse, die Veränderungen detailliert zu beschreiben. In einem späteren Forschungsschritt wollen wir dann der Frage nachgehen, welche Chancen und Risiken, welche Zugewinne an Freiheit und welche stärkeren Abhängigkeiten von vorgegebenen Bedingungen in pädagogisch vorgeformten Räumen mit dieser Entwicklung verbunden sind.

Wir vermuten, daß es in den neuen Bundesländern einen in vielerlei Hinsicht vergleichbaren Modernisierungstrend des Kinderlebens gibt, wie er für alle

4 Wir lehnen uns damit an Modernisierungskonzepte an, die Modernität als das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses verstehen, in dem sich bestimmte Eigenschaften der Gesellschaft herausbilden. Wir gehen von partiellen Modernisierungstrends aus, die als Prozesse des sozialen Wandels verstanden werden, „der zur Institutionalisierung relativ moderner Sozialformen neben erheblich weniger modernen Strukturen in ein und derselben Gesellschaft führt“. Vgl. M. Rainer Lepsius, Soziologische Theoreme über die Sozialstruktur der „Moderne“ und die „Modernisierung“, in: Reinhart Koselleck (Hrsg.), Studien zum Beginn der modernen Welt, Stuttgart 1977, S. 10–29, und Dietrich Rüschemeyer, Partielle Modernisierung, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln–Berlin 1971³, S. 382–396.

5 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986.

6 Zur Utopie der Moderne als Fortschrittsideologie vgl. Hans Jonas, Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, Frankfurt am Main 1989, S. 43 ff.

hochindustrialisierten Gesellschaften beobachtet ist, auch wenn für die ehemalige DDR-Gesellschaft deutlich andere Ausgangsbedingungen gegeben sind. Ähnlich wie Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann⁷ gehen wir davon aus, daß in beiden deutschen Staaten schon seit einigen Jahren gleichartige soziale Kräfte in die gleiche Richtung gewirkt und ähnliche Effekte ausgelöst haben, auch wenn sich diese Effekte teilweise über andere soziale und kulturelle Ausdrucksformen manifestieren⁸.

Besonders nach der Wende ist in den neuen Bundesländern in vielen Lebensbereichen eine beschleunigte und nachhaltige „Verwestlichungstendenz“ unverkennbar. Hinsichtlich des außerschulischen Kinderlebens wird es darauf ankommen zu prüfen, inwieweit und wie sich ein solcher Entwicklungstrend auch im konkreten Kinderalltag niederschlägt. Wir wollen also versuchen herauszufinden, in welcher Form sich die von Beck⁹ diagnostizierten gesellschaftlichen Individualisierungstendenzen, die beobachtete Enttraditionalisierung von Lebenswelten und sozialen Beziehungsformen im außerschulischen Kinderleben Ost- und Westdeutschlands wiederfinden lassen: Werden sozial vorgegebene Lebensverlaufsmuster bereits im Kindesalter (zumindest teilweise) in selbst hergestellte und herzustellende Biographien transformiert, die privat und institutionell besonderer Planung und Abstimmung bedürfen?

Wir vermuten, daß sich die kindliche Lebenssituation insgesamt, aber auch bestimmte alltägliche Handlungsformen und Handlungsregeln ebenso wie bestimmte soziale Beziehungs- oder Kontrollformen sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland modernisiert haben und weiter modernisieren werden. Wir sind dieser Vermutung nachgegangen, indem wir einige Indikatorenbündel entwickelt haben, an denen sich Modernität im außerschulischen Kinderleben festmachen läßt. Diese Modernitätsindikatoren haben wir anhand von Fallstudien und der Anfertigung von entsprechenden Kinderportraits entwickelt, auf die wir im folgenden Bezug nehmen wollen. Insgesamt je 30 narrative (erzählende) und umfassende leitfadenge-

7 Vgl. Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann, Familientraditionen und Erziehungsstile in Ost- und Westdeutschland im Vergleich, in: Kind, Jugend und Gesellschaft, (1992) 1, S. 2–7; vgl. auch den Beitrag von Christian Palentien/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann in diesem Heft.

8 Unberücksichtigt bleibt neben der deutsch-deutschen Vergleichsperspektive die Tatsache, daß heutige Kinder in einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft mit entsprechend ausdifferenzierten Modernitätsindikatoren für das Kinderleben aufwachsen.

9 Vgl. U. Beck (Anm. 5).

stützte Kinder- und Elterninterviews in Ost- und Westdeutschland bilden die Basis für unsere Überlegungen.

Daneben fließen aber auch Ergebnisse einer ersten Fragebogenuntersuchung über die Freizeitsituation von Kindern im Rahmen einer Vorstudie ein, die zumindest für einen Teil der Modernitätsindikatoren Aussagen über die Verteilung von bestimmten Gegebenheiten des außerschulischen Kinderlebens in Ost- und Westdeutschland ermöglichen¹⁰. Diese (schriftliche) Befragung fand im Herbst 1990 zunächst im Raum Marburg-Biedenkopf statt. Im Frühjahr 1991 wurde der Fragebogen dann zusätzlich in Sachsen-Anhalt (Halle/Merseburg/Saalkreis) und in einer großstädtischen Vergleichsregion in Nordrhein-Westfalen (Essen) eingesetzt. Zwischen Herbst 1990 und Frühjahr 1991 füllten insgesamt 1 490 Kinder im Alter zwischen 10 und 14 Jahren, davon 820 im Westen und 670 im Osten Deutschlands, unseren Fragebogen zu ihren Freizeitaktivitäten und Freizeitinteressen aus. Dabei bezog sich unser Fragenspektrum vor allem auf folgende Themenbereiche: Was tun Kinder, nachdem die Schule zu Ende ist? Welche Pflichten und welche Interessen und Vorlieben haben sie und wie zufrieden sind sie mit der gegebenen Freizeitsituation?

Im folgenden werden wir

- 1) einige Dimensionen des Kinderlebens herausdestillieren, mit Hilfe derer wir versucht haben, Modernität im Kinderalltag zu beschreiben;
- 2) anhand einiger Fallbeispiele typische Aspekte des modernen außerschulischen Kinderlebens in Ost und West mit Hilfe unserer Modernitätsindikatoren darstellen und
- 3) einige zentrale Merkmale des heutigen Kindseins in Ost- und Westdeutschland unter Modernitätsgesichtspunkten vergleichen.

II. Modernes Kinderleben: Ein Modell zur Erfassung von „Modernität“

In den Kindergeschichten von Günther Anders findet sich folgende Passage: „Da es dem König aber wenig gefiel, daß sein Sohn, die kontrollierten Straßen verlassend, sich querfeldein herumtrieb,

¹⁰ Vgl. dazu auch Peter Büchner/Burkhard Fuhs/Heinz-Hermann Krüger, Kinderleben. Deutsch-deutscher Vergleich: Freizeitaktivitäten und Freizeitinteressen 10- bis 14jähriger Kinder, in: HORT heute/Ganztagserziehung, 4 (1993) 2, S. 12-15.

um sich selbst ein Urteil über die Welt zu bilden, schenkte er ihm Wagen und Pferd. ‚Nun brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen‘, waren seine Worte. ‚Nun darfst du es nicht mehr‘, war deren Sinn. ‚Nun kannst du es nicht mehr‘, deren Wirkung.“

Wir meinen, daß sich in dieser Parabel vom Wagen und dem Königssohn (die wir bei Bernward Joerges zitiert gefunden haben¹¹) viel von dem widerspiegelt, was den außerschulischen Kinderalltag heute ausmacht. Vielfältige Hilfsmittel (wie Wagen und Pferd) sind zwar eine Erleichterung des Alltagslebens und erweitern den Streifraum des Königssohns; zugleich aber entgehen ihm wichtige Erfahrungen, wenn er regelmäßig Wagen und Pferd benutzt: Er bleibt auf die kontrollierten Straßen verwiesen, er wird bewegungsfaul, sein Naturerleben wird reduziert und teilweise entsinnlicht, seine Beziehungen zu anderen Menschen gestalten sich vom Wagen aus anders als zu Fuß und querfeldein.

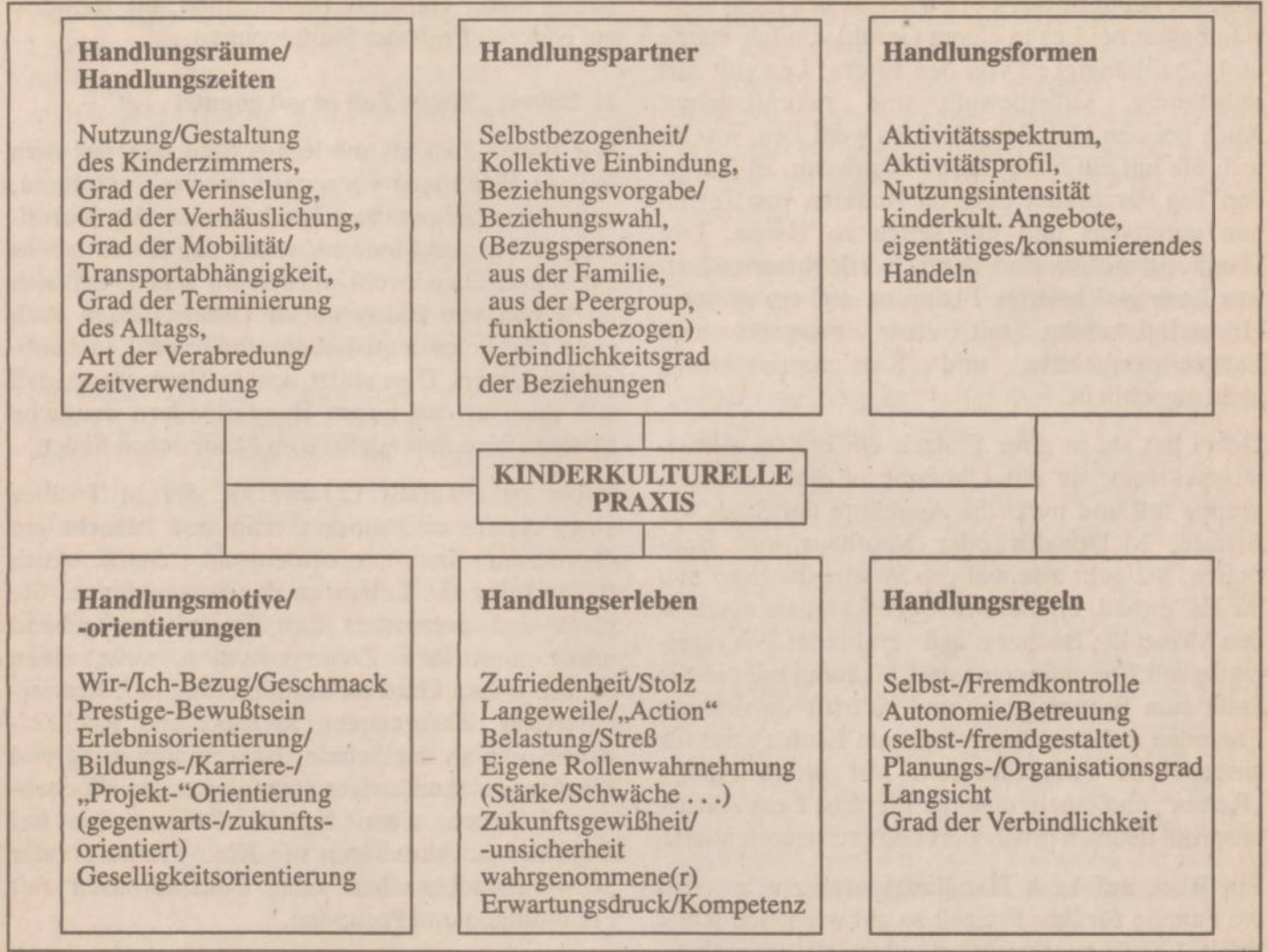
Was heißt das im Hinblick auf das moderne außerschulische Kinderleben, in dem es ja mehr als nur Wagen und Pferd gibt? Jeweils in Abhängigkeit von den gegebenen regionalen Infrastrukturbedingungen und Ausgangslagen (z.B. Ausstattung, Angebotsstrukturen, bisherige Biographieverläufe) in Ost und West, aber auch in Abhängigkeit von Faktoren wie Geschlecht, soziale Herkunft, Wohnregion u. ä. finden wir verschiedene Varianten von außerschulischem Kinderleben mit unterschiedlichem Modernisierungsgrad. Neben der Ausstattung des Kinderlebens (Wagen, Pferd...), über das sich das Möglichkeitsspektrum des Kinderlebens definiert, kommt es vor allem darauf an, nach den unterschiedlichen Formen der Nutzung und den jeweiligen Folgen für die spezifische Qualität des Kinderlebens zu fragen.

Den Grad der Modernität von kindlichen Lebenslagen und Biographiemustern versuchen wir mit Hilfe von Modernitätsindikatoren zu bestimmen. Auf einer gedachten Modernitätsachse werden die von uns erhobenen Fälle verortet, indem Elemente des von uns untersuchten außerschulischen Kinderlebens berücksichtigt bzw. näher betrachtet werden (vgl. Abbildung 2)

Über einen Vergleich der so auf der Modernitätsachse verorteten Einzelfälle wollen wir nun im folgenden anhand von ausgewählten Beispielen demonstrieren, welche deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten und Unterschiede für uns bislang bei

¹¹ Vgl. Bernward Joerges (Hrsg.), Technik im Alltag, Frankfurt am Main 1988, S. 20.

Abbildung 2: Dimensionen kinderultureller Praxis



Quelle: Eigene Darstellung.

den kindlichen Lebenslagen und Biographiemustern erkennbar sind.

allen Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten, die aus einer solchen Einschätzung folgen¹².

III. Modernes Kinderleben in Ost- und Westdeutschland: das Beispiel Lea und Babsy

Moderne Kindheit, so wie wir sie mit Hilfe unserer Fallstudien vorgefunden haben, möchten wir im folgenden zunächst exemplarisch an zwei Fallbeispielen darstellen. Es handelt sich um je ein Kind aus den alten und aus den neuen Bundesländern. Beide sind in den meisten Dimensionen unseres Modells typische Repräsentanten einer modernen Kindheit. Daß es sich bei unseren Fallbeispielen um zwei Mädchen handelt, ist kein Zufall, sondern entspricht unseren bisherigen Erkenntnissen: Mädchen sind – im Vergleich zu den Jungen – in vielerlei Hinsicht besonders moderne Kinder mit

1. Lea: „Es muß etwas los sein . . .“

Lea ist 12 Jahre alt, wohnt in einer westdeutschen Stadt und besucht eine Gesamtschule. Der Vater ist Zahnarzt, die Mutter Diplompädagogin, beide sind berufstätig. Die Handlungsregeln in der Familie sind ausgesprochen locker, Lea bewegt sich an einer langen Leine und die Eltern sind bereit, mit Lea über „alles“ zu reden. Konflikte (zum Beispiel über Leas Mithilfe im Haushalt) werden je nach Situation verhandelt, wobei sich Lea nicht selten gegen die Eltern durchsetzen kann. Strafen, so berichten Lea und ihre Mutter übereinstimmend, gebe es bei ihnen keine. Lea ist dementsprechend recht selbständig und selbstkontrolliert: Sie plant ihre Freizeit ebenso souverän, wie sie sich nicht in

¹² Vgl. Ursula Nissen, Freizeit und moderne Kindheit. Sind Mädchen die „modernerer“ Kinder? in: Zeitschrift für Pädagogik, 29. Beiheft (1992), S. 281–284.

die Gestaltung ihres Kinderzimmers reinreden läßt. Im Handlungserleben spiegelt sich diese Selbstständigkeit bei Lea in einem Gefühl von Ich-Stärke und Unabhängigkeit von den Eltern: Lea gibt sich selbständig, selbstbewußt und zukunftsicher. Auch bei den Handlungsformen weiß Lea, was sie will: Sie hat ein hohes Aktivitätsniveau, ist fast jeden Tag verabredet oder im Rahmen von Terminen unterwegs und nur selten zu Hause. Ihre Handlungsmotive sind deutlich erlebnisorientiert, was Leas gleichzeitige Fixierung auf ein späteres Hochschulstudium mit einer entsprechenden Langzeitperspektive und Karriereorientierung nicht ausschließt.

Dabei hat sie in ihrer Freizeit ein breites Aktivitätsspektrum; sie reitet, nimmt an einer Theatergruppe teil und nutzt die Angebote der Stadt wie Eiscafé, McDonalds oder Kaufhaus und Boutiquen. Sie geht zweimal pro Woche ins Kino und ins Hallenbad, einmal ins Jugendcafé, sie nutzt jeden Monat die Bücherei und verabredet sich regelmäßig mit Freundinnen zum Einkaufen oder in die Stadt zum Bummeln; ab und zu trifft sie sich mit Freunden auf dem Sportplatz zum Laufen oder für ausgedehnte Fahrradtouren. Mit ihrem Hobby „Reiten“ und einem eigenen Pferd ist Leas Aktivitätsprofil deutlich privilegiert und prestigeorientiert.

Ein Blick auf Leas Handlungspartner zeigt, daß die Familie für ihre Freizeit so gut wie keine Rolle spielt. Lea ist peergroup-orientiert; sie hat ein ausgedehntes Geflecht von Freunden und Freundinnen, mit denen sie fast täglich telefoniert und mit denen sie sich zu zweit oder dritt abwechselnd an unterschiedlichen Orten trifft. Handlungsräume und Handlungszeiten zeigen bei Lea einen hohen Grad an „Verinselung“¹³ und „Verhäuslichung“¹⁴. Neben der starken Terminierung von Leas Freizeit fällt der hohe Grad an Mobilität auf, der für die Bewältigung von Leas Freizeitprogramm erforderlich ist: Sie fährt mit dem Schulbus zur sieben Kilometer entfernten Schule, die Mutter bringt sie zweimal die Woche mit dem Auto zum 10 Kilometer entfernten Reitverein. Leas Freizeittreffpunkte sind nicht allein auf ihren Stadtteil bezogen, sondern sie verteilen sich über die ganze Stadt und werden von ihr mit Hilfe des öffentlichen Busver-

kehrs vernetzt. Schließlich schläft Lea auch noch häufig außer Haus bei Freundinnen, die teilweise am anderen Ende der Stadt wohnen.

2. Babsy: „Meine Zeit ist gut genutzt ...“

Wir haben Lea als modernes Mädchen aus dem Westen hier zuerst vorgestellt, weil wir vermuten, daß den westdeutschen Kindern eine Art Vorreiterrolle bei der Modernisierung des Kinderlebens zukommt. Gleichwohl werden wir sehen, daß sich im Leben von Babsy neben Unterschieden auch viele Parallelen zum Lebensalltag von Lea beobachten lassen. Dies stützt unsere Vermutung, daß sich auch in den neuen Bundesländern deutliche Modernisierungstendenzen im Kinderleben finden.

Babsy ist ebenfalls 12 Jahre alt. Sie ist Tochter eines Arztes und einer Ärztin und besucht ein Gymnasium in einer ostdeutschen Stadt. Auch Babsy führt ein Leben an der langen Leine. Sie plant und organisiert ihre Freizeit weitgehend selbst, und ihre Zeitorganisation weist einen ebenso hohen Grad an Terminierung auf: Klavierunterricht, Theaterspiel, Jazztanz und Rock-'n'-Roll-Kurse an der Schule, Basketballtraining und Konfirmandenunterricht terminieren den Wochenablauf neben einer breiten Palette von frei disponierten Aktivitäten wie Kino-, Eiscafé- oder Schwimmbadbesuchen oder Fahrradtouren mit Freundinnen und Freunden.

Moderne Kinder haben offensichtlich im Osten wie im Westen ein hohes Aktivitätsniveau (Zahl der Termine und Freizeitvorhaben) und ein breites Aktivitätsspektrum, auch wenn wir aus unseren Fragebogendaten wissen, daß das kinderkulturelle Spektrum im Osten noch homogener und weniger diversifiziert ist als im Westen. Bezüglich ihrer Handlungspartner ist Babsy zwar auch peergroup-orientiert – sie ist am liebsten mit Freundinnen zusammen, geht in die Disco und ist in ihren Freund verliebt –, aber anders als bei Lea hat die Familie einen größeren und z.T. anderen Stellenwert. So übt die Mutter mit Babsy regelmäßig Klavier, und der Vater spielt mit ihr Squash oder geht im Winter mit ihr Eislaufen. Auch Verwandtenbesuche spielen bei Babsy noch eine größere Rolle.

Ebenso wie Lea hat Babsy ein dichtes Netz unterschiedlicher Handlungspartner für die Freizeit. Eine einzige Clique findet sie „blöd“; sie sucht sich lieber für bestimmte Freizeitaktivitäten die passenden Freundinnen aus. Dieses breite funktionsbezogene Spektrum an Bezugspersonen ist für moderne Kinder typisch. Bezüglich ihres Handlungserlebens gibt sich auch Babsy sehr selbstbewußt; sie fühlt sich anderen Kindern gegenüber deutlich

13 Das heißt, daß der Lebensraum des Kindes – wie Inseln verstreut – innerhalb, aber vor allem außerhalb des Wohnungsumfeldes zu finden ist. Vgl. Helga Zeiher, Die vielen Räume der Kinder, in: Ulf Preuss-Lausitz u. a., Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder, Weinheim – Basel 1989².

14 Das heißt, daß die Lebenswelt der Kinder in geschützte Räume hinein verlagert wird. Vgl. Jürgen Zinnecker, Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind, in: Imbke Behnen (Hrsg.), Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation, Opladen 1990, S. 142–162.

überlegen und ist sich ihrer eigenen Fähigkeiten sicher (hohes Kompetenzbewußtsein). Anders als Lea und vielleicht typisch für verunsicherte ostdeutsche Familien aus dem gehobenen Bildungsmilieu legen Babsy und ihre Mutter allerdings deutlich mehr Wert auf den Erwerb traditioneller „bürgerlicher“ Bildung. Diese scheint in ihrer vorrangigen Bedeutung im Westen – jedenfalls legen das unsere Interviews nahe – fast selbstverständlich hinter den neuen Erlebnis- und Freizeitinteressen zu verblasen, auch wenn sie natürlich in gewisser Hinsicht unverzichtbar bleibt.

Für Babsy liegt der Schwerpunkt ihres Aktivitätsprofils auf traditionellen gehobenen Kulturangeboten, wie ihr Interesse für klassische Musik, Theaterspielen und das Ziel, in der Schule die Klassenbeste zu bleiben, verdeutlichen. Babsy spielt Klavier, Keyboard und Flöte, will demnächst Gitarre lernen, sie hört viel Musik (auch Rock und Pop), komponiert in ihrer Freizeit und schreibt die Texte zu ihren Stücken zum Teil selbst. Außerdem liest sie viel, und ihre Mutter betont, wie wichtig es sei, Kinder an Kultur heranzuführen. Babsy legt Wert darauf, ihre freie Zeit „sinnvoll“ auszuschöpfen. Sie zeigt also bei den Handlungsmotiven eine deutlichere Bildungs- und Karriereorientierung als Lea, wobei sie ebenfalls nicht nur an die Gegenwart, sondern auch an ihre Zukunft denkt.

IV. Kinderkulturelle Praxis im deutsch-deutschen Vergleich

Nachdem wir mit Lea und Babsy zwei Fallbeispiele für moderne Kindheit in Ost und West quasi idealtypisch vorgestellt haben, wollen wir nun versuchen, für einige wenige Dimensionen unseres Modernitäts-Modells die jeweiligen Eckpunkte des Spektrums kinder-kultureller Praxis anzudeuten. Modernes Kinderleben soll unter Hinzuziehung weiteren Fallmaterials mit weniger modernen Lebensformen verglichen werden. Außerdem werden wir mit Hilfe einiger Ergebnisse aus unserer Fragebogenuntersuchung auch einige erste Aussagen über die Häufigkeit von bestimmten Elementen des modernen Kinderlebens in Ost und West machen.

1. Moderne Kinder wollen und sollen selbständig sein

In bezug auf Handlungsregeln und Handlungserleben sind moderne Kinder selbstbewußter, rationaler und stärker selbstkontrolliert als weniger

moderne Kinder. Aus den Einzelfallanalysen des ost- und westdeutschen Kinderlebens (von 12jährigen) wird zudem deutlich, daß in modernen Familienkontexten ein anderer Selbständigkeitsbegriff vorherrscht, als er in eher traditionellen Familienzusammenhängen zu finden ist. Hinzu kommen weniger ins Gewicht fallende Ost-West-Differenzierungen.

Selbständigkeit heißt für moderne Kinder wie Lea und Babsy (wie auch deren Eltern) ein altersbezogen selbstverantwortliches Handeln in definierten Lebensbereichen wie z. B. in Schulfragen (Hausaufgabenerledigung) oder bei der Organisation von Freizeit und Lebensalltag. So hält die Mutter von Babsy ihre Tochter für „sehr selbständig“, weil diese morgens alleine aufsteht, sich selber Schnitten macht und zur Schule geht, alleine einkauft, sich um die kleinen Geschwister kümmert und allein ihre Hausaufgaben macht. Hier sind noch Schule und die traditionellen Mädchenpflichten in der Familie für die Mutter zentrale Selbständigkeitsbereiche. Babsy selbst hingegen nennt auf die Frage nach ihrer Selbständigkeit keineswegs ihre Mithilfe im Haushalt; für sie sind neben Schule und Hausaufgaben vor allem ihr eigener Geschmack in Kleidungsfragen und ihr selbständiges Musizieren, also der kinder-kulturelle Bereich, von großer Bedeutung für ihre Selbstwahrnehmung.

Westdeutsche Kinder wie Lea verstehen noch deutlicher als ostdeutsche Kinder wie Babsy die kinder-kulturelle Praxisebene als *den Ort* ihrer Selbständigkeitsentwicklung. Lea nennt als Selbständigkeitsbereiche: bei Freundinnen übernachten, Reiten gehen, das eigene Zimmer nach eigenem Geschmack einrichten, Dinge in der Freizeit selber entscheiden. Lea und Babsy werden – typisch für moderne Kinder und ganz in Übereinstimmung mit ihrem eigenen Handlungserleben – von den Eltern als sehr selbstbewußt und selbstkontrolliert eingeschätzt; beide Mädchen sind in ihrer jeweiligen Schule Klassensprecherin und setzen auch zu Hause ihre Interessen gezielt durch.

Bei weniger modernen Varianten des Kinderlebens, wo den Kindern stärker Regeln und Grenzen gesetzt sind, die nicht hinterfragt oder diskutiert, geschweige denn von den Kindern verändert werden können, wird Selbständigkeit von Eltern und Kindern oft nicht in diesem eher pädagogischen Sinne wie bei Lea und Babsy verstanden. Während Lea und Babsy beide erklären, schon selbständig zu sein, und erläuternd auf ihre Freizeitaktivitäten verweisen, ist z. B. der westdeutsche Tommi (12, Vater Elektromeister) keineswegs dieser Meinung. Zwar könne er im Haushalt

helfen und auch alleine auf das Haus aufpassen, aber Selbständigkeit bedeute, daß man sein eigenes Geld und sein eigenes Haus habe. Auch Tommis Vater bestätigt, daß ein Kind erst selbständig ist, wenn es ökonomisch auf eigenen Füßen stehen kann, also erwachsen ist.

Eine ähnlich traditionelle – an Erwachsenenennormen orientierte – Einschätzung der eigenen Selbständigkeit hat Markus, der aus einer eher traditionellen ostdeutschen Familie kommt. „Selbständig?“ – so antwortet Markus zögernd – „mhm, also ohne meine Eltern komme ich nicht aus, das geht nicht (...), ich müßte erst mal ein Startkapital haben. Meine Eltern sparen jetzt für mich tausend Mark zusammen (...), hat meine Oma, meine Uroma für meine Mutti auch gemacht, tausend Mark zusammengespart als Startkapital für die Familie“. Und Markus ergänzt, daß er vielleicht mit 20 oder 21 Jahren selbständig sein wird, wenn er einen Führerschein besitzen und volljährig sein wird. Als Junge macht Markus seine Selbständigkeit an seiner Partizipationsfähigkeit an der erwachsenen Männergesellschaft fest, die über ökonomische Unabhängigkeit und die Bedienung eines Autos bestimmt ist.

Ganz anders ist demgegenüber das Verständnis von Selbständigkeit in der westdeutschen, ländlichen, auf Befehlen und Gehorchen ausgerichteten Familie von Iris. Auch sie ist nach eigenen Angaben erst selbständig, wenn sie erwachsen sein wird. Die Eltern machen Iris' Schritte zur Selbständigkeit allerdings weniger an der ökonomischen Unabhängigkeit fest. Als Mädchen wird sie stärker an der traditionellen Frauenrolle gemessen. Die Mutter überlegt auf die Frage nach der Selbständigkeit ihrer Tochter, inwieweit diese schon den Haushalt führen, also Tätigkeiten wie Putzen, Waschen, Kochen und Einkaufen eigenverantwortlich bewältigen kann. Während Lea und Babsy ihre Selbständigkeit bezüglich ihrer Kleidung betonen, bekommt Iris morgens von der Mutter die Kleidung für den Tag „herausgelegt“ und akzeptiert dies auch.

Aus diesen skizzenhaften Überlegungen wird deutlich, daß für ein modernes Verständnis von Selbständigkeit im Kindesalter wesentlich differenziertere Analysen notwendig sind, als sie uns bislang zur Verfügung stehen. Beim Ost-West-Vergleich fallen die vielen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede in spezifischen Teilaspekten auf. Wir vermuten, daß sich das moderne Kinderleben in Ostdeutschland noch weniger deutlich ausgeprägt und noch nicht in dem Ausmaß durchgesetzt hat wie im Westen.

2. Moderne Kinder gestalten ihre Räume selber

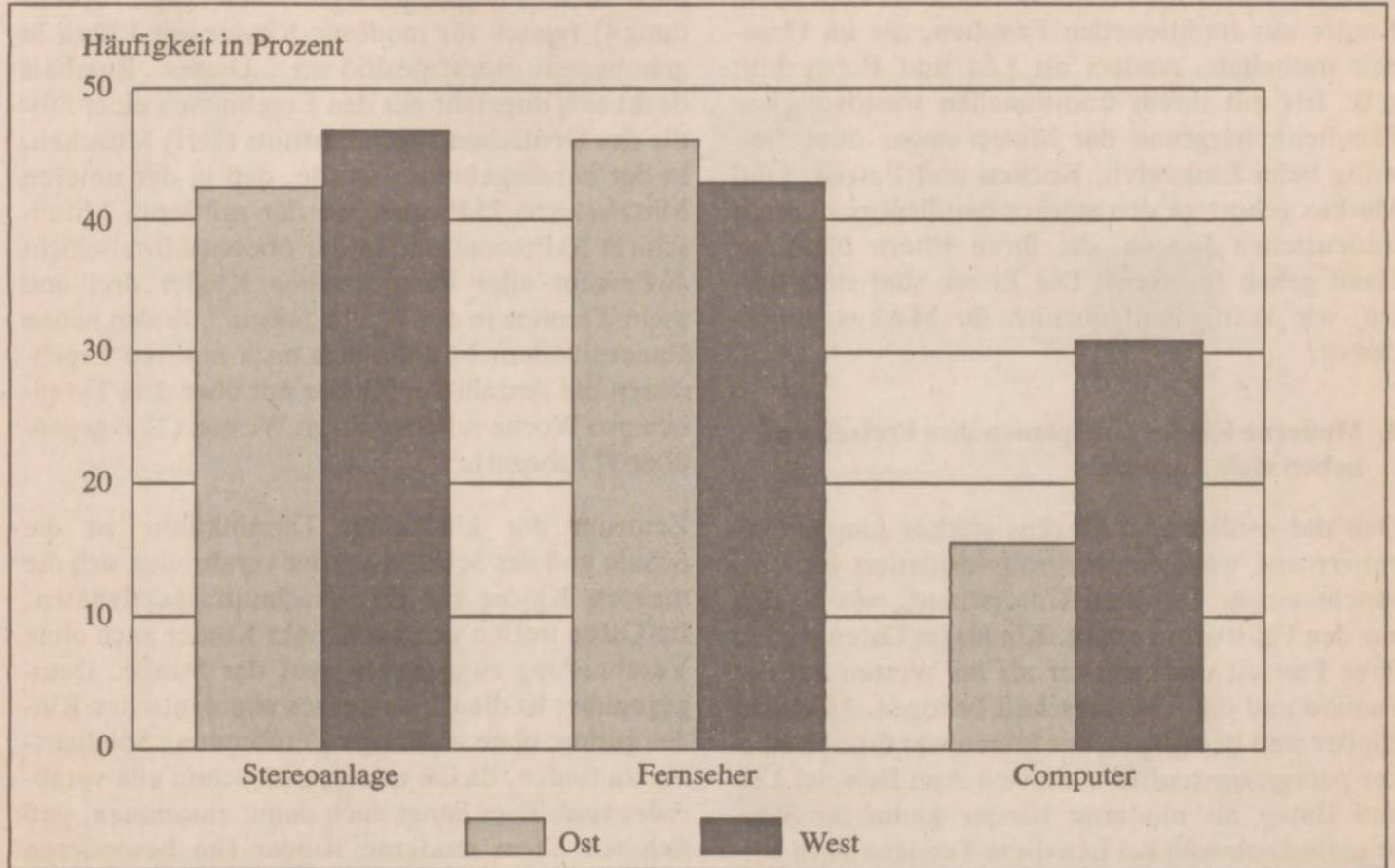
Auch wenn an dieser Stelle zwischen Innenräumen und Außenräumen zu unterscheiden wäre, beschränken wir uns hier auf das eigene Kinderzimmer. Beim Vorhandensein eines eigenen Kinderzimmers haben wir in der Fragebogenuntersuchung nur geringe Unterschiede zwischen Ost und West finden können¹⁵. 79 Prozent der Kinder im Westen und 70 Prozent der Kinder im Osten haben ein eigenes Zimmer. Überraschenderweise sind die Kinderzimmer in Ost und West weitgehend gleich gut mit audiovisuellen Medien ausgestattet (vgl. Abbildung 3).

Stereoanlagen finden sich in den Kinderzimmern im Westen zu 46,8 Prozent und im Osten zu 42,4 Prozent. Bei den Fernsehern liegen die ostdeutschen Kinder sogar mit 46 Prozent gegenüber den westdeutschen Kindern mit 42,9 Prozent vorne. Dies entspricht dem höheren Fernsehkonsum von Kindern im Osten. Lediglich bei den Computern gibt es deutliche Unterschiede. Hier sind im Westen mit 31 Prozent doppelt so viele Kinder mit Computern ausgerüstet wie im Osten (15,7 Prozent). Mädchen und Jungen haben, was die Ausstattung mit audiovisuellen Geräten angeht, nahezu gleichgezogen, mit Ausnahme des Computers, wo die Jungen führend sind; die Jungen im Osten übertreffen sogar die Mädchen im Westen (Computer im Kinderzimmer haben: 47 Prozent der Jungen West, 28 Prozent der Jungen Ost, 15 Prozent der Mädchen West, 6 Prozent der Mädchen Ost).

Das Material aus den Fallstudien läßt darauf schließen, daß zwar alle Eltern in der Regel für eine Grundmöblierung der Kinderzimmer sorgen, daß aber die modernen Kinder in Ost und West ihre Zimmer darüber hinaus eher selbständig gestalten. So hat die ostdeutsche Babsy ihr Kinderzimmer überwiegend selbst eingerichtet, von der Mutter ein Bücherregal „abgestaubt“, vom Großvater zwei alte Schränke geerbt. Besonders wichtig sind ihr Poster und Sammlungen von Dingen, an denen sie hängt. Wenn Babsy zu Hause ist, hält sie sich meist alleine in ihrem Zimmer auf, liest, hört Musik, übt auf ihren Musikinstrumenten oder komponiert auf ihrem Keyboard; hier „empfängt“ sie aber auch ihre Freunde und Freundinnen und veranstaltet manchmal Discos. Mit ihrem Zimmer ist sie aber noch keineswegs zufrieden, sie hat Pläne und Träume und möchte eine ganz andere,

15 Vgl. Peter Büchner/Burkhard Fuhs/Heinz-Hermann Krüger, Kinderalltag und Kinderfreizeit in Ost- und Westdeutschland, in: deutsche jugend, 41 (1993) 1, S. 31–41, hier S. 32.

Abbildung 3: Technische Ausstattung des Kinderzimmers



Quelle: Eigene Berechnung.

moderne Einrichtung durchgängig in weißem Lack haben.

Ganz ähnlich Lea im Westen, die stolz darauf ist, wie sie ihr Zimmer eingerichtet hat und daß sie sich in die Zimmergestaltung von den Eltern nicht „reinreden“ läßt. In Ost und West legen Lea und Babsy auf ihre Privatsphäre im eigenen Zimmer großen Wert, die ihnen von den Eltern auch gelassen wird.

In eher traditionellen Familien sind die Möglichkeiten und Regeln bezüglich des Kinderzimmers weit rigider. Bei der westdeutschen Iris und dem ostdeutschen Markus ist die Gestaltung ihrer Zimmer kein Thema, das sie in ihrem Alter beschäftigt. Die Eltern haben die Zimmer eingerichtet, und die Kinder, die natürlich auch Bilder und Poster aufhängen, finden alles so in Ordnung, wie es ist. Auch die Ordnungsregeln und der Rahmen für erlaubte und nicht erlaubte Aktivitäten im Kinderzimmer sind enger gezogen. Das Zimmer als wichtiger kindlicher Handlungsraum wird also in traditionellen Familien stärker fremdkontrolliert und ist weniger Privatsphäre. So klopfen Tommis Eltern auch nie an und betreten sein Zimmer, wann sie möchten. Im Gegenzug erzählt Tommi, daß er, wenn er mal allein sein möchte, sich mit dem Rad

in den Wald zurückzieht, wo er ein geheimes Versteck kennt.

3. Moderne Kinder müssen zu Hause weniger mithelfen

Zu den festen Handlungsregeln in traditionellen Familien gehört nicht nur die Ordnung im eigenen Zimmer. Folgt man den Äußerungen in den Interviews, so erwarten die Eltern auch – anders als dies anscheinend moderne Eltern tun –, daß die Kinder stärker im Haushalt mithelfen. Aus den Fragebogendaten ergibt sich, daß die ostdeutschen Kinder deutlich häufiger angeben, „oft“ im elterlichen Haushalt mitzuhelfen. Im Osten sind es immerhin 41 Prozent aller Mädchen, die angeben, im Haushalt „oft“ mitzuhelfen. Im Westen sind es nur 27,7 Prozent aller Mädchen. Die westdeutschen Mädchen werden bei der Mithilfe im Haushalt sogar von den ostdeutschen Jungen übertroffen: 34,4 Prozent helfen „oft“ mit. Am wenigsten Zeit für die Mithilfe im Haushalt bringen westdeutsche Jungen auf: Nur 15,5 Prozent von ihnen tun dies „oft“.

Bei Lea und Babsy, also in Ost wie West, gibt es (laut Interview) ein „ewiges Auffordern und Ermahnen“ zur Mithilfe im Haushalt. Gegen diese, ihre Freizeit einschränkenden Ansprüche setzen

sich aber beide (modernen) Mädchen oft erfolgreich zur Wehr. In den Interviews sind es vor allem Kinder aus traditionellen Familien, die im Haushalt mithelfen. Anders als Lea und Babsy hilft z. B. Iris mit ihrem traditionellen westdeutschen Familienhintergrund der Mutter sogar öfter freiwillig beim Einkaufen, Kochen und Putzen. Und Markus gehört zu den stärker familienorientierten ostdeutschen Jungen, die ihren Eltern öfter zur Hand gehen (müssen). Die Eltern sind stolz darauf, wie kräftig und nützlich ihr Markus geworden ist.

4. Moderne Kinder (ver)planen ihre Freizeit und haben viele Termine

Daß der ostdeutsche Markus stärker familienorientiert und weniger peergroup-orientiert ist, entspricht einem Ost-West-Unterschied, wie er sich aus den Fallstudien ergibt. Kinder im Osten sind in ihrer Freizeit noch stärker als im Westen auf die Familie und die Nachbarschaft bezogen. Moderne Kinder sind demgegenüber hüber wie drüber stärker peergroup-zentriert. So sind zum Beispiel Lea und Babsy als moderne Kinder kaum familienorientiert, obwohl bei Lea diese Tendenz noch eindeutiger ist als bei Babsy: Bei ihr gibt es selbst bei kurzfristig geplanten Verwandtenbesuchen Streit, und es kommt vor, daß sich Lea verweigert. Aber beide verbringen die Wochenenden nicht selbstverständlich mit den Eltern. Bei Verwandtenbesuchen bedarf es vorher genauer Absprachen. Dies ist nach den quantitativen Ergebnissen typisch für Kinder mit Eltern in höheren Berufspositionen: Sie unternehmen weniger etwas zusammen mit ihren Eltern als Kinder mit Eltern in niedrigeren Positionen. Demgegenüber geben besonders Kinder mit niedrigem sozialen Status der Eltern an, häufig mit ihren Eltern fernzusehen¹⁶. Der westdeutsche Tommi zum Beispiel sieht fast jeden Tag zusammen mit seinem Vater fern.

Tommi sieht seinen Lebensschwerpunkt auch eher in der Familie. Er langweilt sich nach eigenen Angaben, wenn zu Hause mal niemand da ist, und meidet Situationen, in denen moderne Kinder eher allein in ihrem Zimmer lesen und Musik hören oder „stundenlang“ mit Freunden telefonieren. Allerdings sind es vor allem die modernen westdeutschen Kinder, die ihre vielen Termine und Beziehungen über das Telefon organisieren, während in traditionellen Familien das lange Telefonieren der Kinder häufig Konfliktstoff ist.

16 Beim Fernsehen läßt sich zudem noch ein Ost-West-Unterschied feststellen: Die ostdeutschen Kinder sehen häufiger fern als ihre westdeutschen Altersgenossen.

Drei oder mehr feste Termine pro Woche sind nach den Fragebogenergebnissen (vgl. Abbildung 4) typisch für moderne Kinder mit Eltern in gehobenen Berufspositionen. Dieses Ergebnis deckt sich ungefähr mit den Ergebnissen einer Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) München, in der herausgefunden wurde, daß in der unteren Mittelschicht 25 Prozent, in der mittleren Mittelschicht 33 Prozent und in der oberen Mittelschicht 40 Prozent aller westdeutschen Kinder drei und mehr Termine in der Woche haben¹⁷. In den neuen Bundesländern ist allerdings nach unseren Ergebnissen die Anzahl der Kinder mit über-drei Terminen pro Woche seltener als im Westen (21,6 gegenüber 37 Prozent).

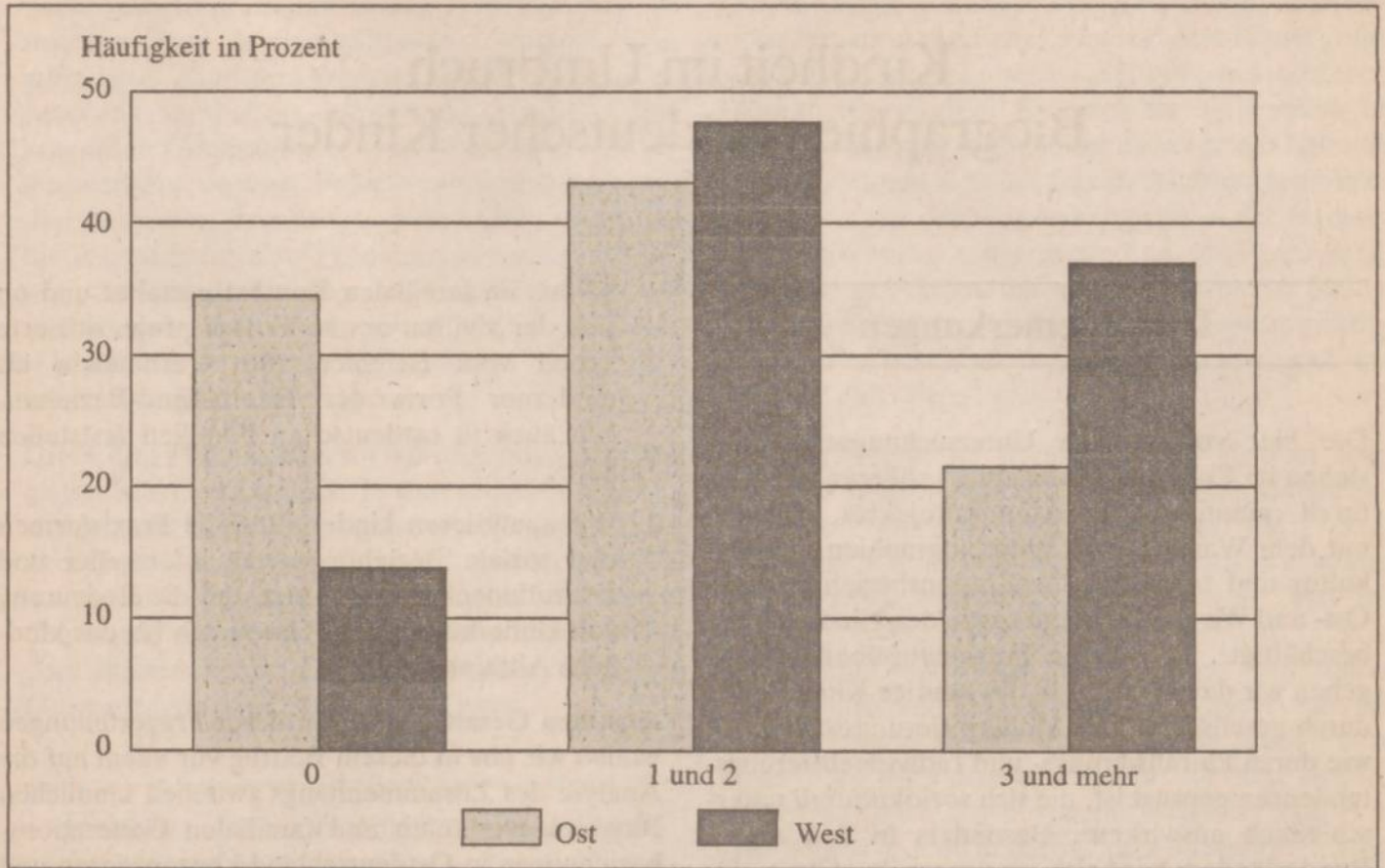
Zentrum der kindlichen Terminkultur ist die Schule und der Schulweg. Hier verabreden sich die meisten Kinder für ihre Nachmittagsaktivitäten. Im Osten treffen sich noch mehr Kinder auch ohne Verabredung zum Spielen auf der Straße. Demgegenüber ist die Chance eines westdeutschen Kindes gering, ohne vorherige Verabredung Spielpartner zu finden, da die anderen oft schon alle verabredet sind. Dies hängt auch damit zusammen, daß sich vor allem moderne Kinder (im besonderen Mädchen) oft paarweise treffen. Nach unseren Fragebogenergebnissen spielen westdeutsche Kinder häufiger zu zweit als die ostdeutschen (West 46,6 Prozent, Ost 35,6 Prozent), die noch eher zu mehreren etwas unternehmen (West 27,2 Prozent, Ost 37,4 Prozent).

5. Moderne Kinder sind häufiger „verinselt“ und „verhäuslicht“

Zu den unterschiedlichen Terminen und Sozialbeziehungen moderner Kinder gehört ein funktional differenzierter Kinderraum. Die Handlungsräume der westdeutschen Kinder sind dabei stärker „verinselt“ und „verhäuslicht“. In den neuen Bundesländern wird der Nahraum im Wohnungsumfeld noch eher genutzt. Ein wesentlicher Unterschied bei den Freizeitaktivitäten von Babsy und Lea ist die räumliche Verteilung der Freizeitorte. Während Babsy (Ost) alle ihre Termine und auch die Schule, sei es zu Fuß oder mit dem Rad, allein erreichen kann, ist Leas Lebenswelt (West) deutlich in weit auseinanderliegende Räume aufgeteilt: Zur Schule muß sie mit dem Bus fahren, zum Reiten in ein zehn Kilometer entferntes Dorf gebracht werden. Insgesamt sind Kinder im Westen stärker transportabhängig als im Osten.

17 Vgl. Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Was tun Kinder am Nachmittag?, München 1992, S. 165.

Abbildung 4: Anzahl und Häufigkeit der festen Termine pro Woche (Werktage)



Quelle: Eigene Berechnung.

Babsy lebt in der für die neuen Bundesländer zur Zeit noch typischen Nachbarschaft. Hier ist ihre Schule, hier findet sie ihre Freundinnen und ihre Freizeitorte. Lea hat demgegenüber eine „verinselte“ Kindheit, wie sie für westdeutsche Kinder moderner Prägung nicht untypisch ist. Zu erwarten ist freilich, daß sich im Osten mit der Auflösung der Nachbarschaftsschule und den neuen vereinsorientierten Freizeitangeboten eine ähnliche „Verinselung“ der kindlichen Lebenswelt entwickeln wird.

Im Grad der „Verinselung“ unterscheiden sich nicht nur die ostdeutschen von den westdeutschen Kindern, sondern – zumindest im Westen – die modernen Kinder von den eher traditionellen Kindern. So ist der Lebensraum von Iris (bis auf die Busfahrt zur Schule) noch um den Nahbereich der (dörflichen) Nachbarschaft zentriert. Dort erlebt sie zumindest teilweise noch eine traditionelle Straßenkindheit: Sie trifft sich mit Nachbarskindern, fährt auf der Straße Rad, Rollschuhe oder Skateboard, oder sie macht in der Nachbarschaft Streiche. Die alltägliche Nahfeldorientierung von Iris ist keineswegs nur auf ihre ländliche Umwelt zurückzuführen, denn wir haben auch mehrere moderne Kinder auf dem Land gefunden, die sich fast ausschließlich an Angeboten in der nahen Stadt orientieren. Andererseits bedeutet die Feststellung eines Trends im modernen Kinderleben hin zu „Verinse-

lung“ und „Verhäuslichung“ nicht, daß es nicht auch modernere Kinder gibt, die sich zum Spielen mit Nachbarskindern auf der Straße treffen.

Die DJI-Studie zeigt, daß bei 8- bis 12jährigen Kindern in Landgemeinden und in Stadtteilen immerhin 43 Prozent angeben, öffentliche Räume zu nutzen und an einer Vielzahl von Spielorten ihre Freizeit zu verbringen¹⁸. Übereinstimmend mit unseren Ergebnissen wurde festgestellt, daß es allerdings vor allem die Mädchen sind, die insgesamt stärker verhäuslicht sind¹⁹.

Insgesamt zeigt dieser erste Trendbericht aus unserem deutsch-deutschen Forschungsprojekt, daß es trotz zahlreicher Unterschiede im Kinderleben hüben und drüben auch viele gemeinsame Modernisierungstendenzen gibt, die es freilich noch weitaus genauer im Hinblick auf ihre Bedeutung für das Aufwachsen aller, also nicht nur der modernen Kinder zu analysieren gilt. Denn neben der Herausbildung einer modernen Kinderkultur dürfte es vor allem auch die nicht zu übersehende „Kultur der Armut“ sein, von der besonders das Kinderleben in Ostdeutschland zunehmend geprägt sein wird und die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen muß.

18 Vgl. ebd., S. 139–148.

19 Vgl. ebd., S. 147.

Kindheit im Umbruch

Biographien ostdeutscher Kinder

I. Vorbemerkungen

Die hier vorgestellten Untersuchungsergebnisse stehen im Zusammenhang eines größeren interkulturell orientierten Forschungsprojektes, das sich mit dem Wandel von Kinderbiographien, Kinderkultur und familialen Generationsbeziehungen in Ost- und Westdeutschland sowie den Niederlanden beschäftigt¹. In unseren Forschungsüberlegungen gehen wir davon aus, daß das heutige Kinderleben durch gesellschaftliche Modernisierungsschübe sowie durch Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen geprägt ist, die sich soziokulturell unterschiedlich auswirken². Besonders in den neuen Bundesländern wird sich, so unsere Annahme, der durch den deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß bedingte schlagartige ökonomische und kulturelle Modernisierungsschub, der damit einhergehende Prozeß der Auflösung historisch gewachsener Sozialformen, der Verlust des alltäglichen Handlungswissens, der Umstrukturierungsprozeß des Schulsystems etc. im Kinderleben niederschlagen und kindliche Lebenslaufmuster, familiale Generationsbeziehungen sowie schulische und außerschulische Karrieren und Chancenstrukturen gravierend beeinflussen. Bei unserer Analyse stehen drei Untersuchungsstränge im Vordergrund:

1. Wir betrachten die Statuspassage Kindheit – Jugend und dokumentieren, wie ostdeutsche Kinder mit unterschiedlichen Ausgangsbedingungen und Zukunftsaussichten den Weg ins Jugendalter gestalten.
2. Wir untersuchen, wie sich dabei in Anbetracht des Wandels der Familie das Generationsver-

1 Das Projekt „Kinderbiographie, Kinderkultur und familiale Generationsbeziehungen im interkulturellen Vergleich“, dessen Anliegen es ist, in einer qualitativen und quantitativen Längsschnittstudie den Wandel des Kindererlebens in Ost-, Westdeutschland und den Niederlanden zu untersuchen, wird von Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger (Universität Halle) in Kooperation mit Prof. Dr. Peter Büchner (Universität Marburg) und Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond (Universität Leiden) durchgeführt.

2 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Peter Büchner/Burkhard Fuhs in diesem Heft.

hältnis im familialen Kontext gestaltet und ob sich der zivilisationstheoretisch prognostizierte Trend vom Befehlen zum Verhandeln als moderner Form der Eltern-Kind-Beziehungen auch in ostdeutschen Familien feststellen läßt³.

3. Wir analysieren kinder-kulturelle Praxisformen und soziale Beziehungsnetze informeller und institutionenbezogener Art und die Bedeutung von kinder-kulturellen Ressourcen für das kindliche Alltagsleben.

Aus dem Gesamtspektrum dieser Fragestellungen wollen wir uns in diesem Beitrag vor allem auf die Analyse des Zusammenhangs zwischen kindlichen Biographieverläufen und familialen Generationsbeziehungen in Ostdeutschland konzentrieren und uns dabei vorrangig auf die *Ergebnisse der qualitativen Teilstudie* beziehen. Im Rahmen dieser qualitativen Untersuchung haben wir in der Zeit vom Herbst 1991 bis Ende 1992 dreißig narrative und Leitfadeninterviews mit in der Regel zwölfjährigen Kindern und deren Müttern (in Ausnahmefällen auch Vätern) in der Region Halle im Bundesland Sachsen-Anhalt durchgeführt. Von den interviewten Kindern waren etwa je die Hälfte Jungen bzw. Mädchen, ebenfalls etwa je die Hälfte der Befragten kam aus unteren bzw. oberen Sozialmilieus, gut die Hälfte von ihnen wohnt in der Großstadt Halle, jeweils knapp ein Viertel in Kleinstädten bzw. im ländlichen Raum des Saalkreises.

Wir haben von allen dreißig Fällen die *narrativen*, also erzählenden Teile der Interviews wörtlich wiedergegeben, von den Leitfadeninterviews mit den Kindern und deren Eltern haben wir *zusammenfassende Synopsen* erstellt. Die meisten der Fälle sind von uns inzwischen ausführlich interpretiert worden. Bei der Interpretation der narrativen Interviews stützen wir uns auf das von Fritz Schütze entwickelte Verfahren der Analyse biographischer Prozeßstrukturen, bei der Analyse der zusammenfassenden Synopsen auf das von Claus Mühlfeld u.a. entwickelte Verfahren der qualitativen In-

3 Vgl. Manuel du Bois-Reymond/Peter Büchner/Heinz-Hermann Krüger, Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt, in: neue praxis, 23 (1993) 1 (i. E.).

haltsanalyse⁴. Bei der Auswertung interessiert uns vor allem der Zusammenhang zwischen dem erreichten Grad der biographischen Verselbständigung beim Kind und der Art des familialen Verhandlungshaushaltes, der Art des Umgangs zwischen den Generationen in der Familie. Nach der Auswertung unseres Fallmaterials zeichnen sich drei besonders konturierte Fallstrukturen ab, die die Richtung für eine Typologie andeuten, mit der wir unterschiedliche biographische Verlaufsmuster von Kindern in Ostdeutschland und deren Wechselverhältnis zu differenten familialen Beziehungsmustern charakterisieren können.

Diese drei Fälle wollen wir im folgenden in einem ersten Schritt darstellen. In einem zweiten Schritt werden wir dann einige generelle Tendenzen zur aktuellen Situation von Kinderbiographie, familialen, schulischen und außerschulischen Lebensbedingungen von Kindern in den neuen Bundesländern skizzieren, die sich nach der Analyse des gesamten Interviewmaterials abzeichnen.

II. Der Zusammenhang zwischen kindlichen Biographieverläufen und familialen Generationsbeziehungen in Ostdeutschland: drei Fallgruppen

1. Der Fall Krümel

Krümel ist 12 Jahre alt und wohnt zusammen mit seinen Eltern in einer großen Wohnung in der Altstadt von Halle (Saale). Die Wohnung ist Teil einer Etagenwohnung, deren Flur auch noch von einer Nachbarin, einer alten Dame, mitbenutzt wird. Seit dem Auszug seiner sechzehnjährigen Halbschwester vor einigen Monaten kann Krümel das Kinderzimmer alleine nutzen. Das Haus befindet sich an einer stark befahrenen Hauptstraße. Krümels Vater, zum Untersuchungszeitpunkt 39 Jahre alt, hat nach dem Abitur Krankenpfleger gelernt und fährt momentan im Schichtdienst einen Krankenwagen für den Arbeitersamariterbund. Deshalb ist er selten zu Hause und an der Erziehung von Krümel auch nur am Rande beteiligt. Die Mutter, 1949 geboren, hat nach dem Besuch der zehnjährigen polytechnischen Oberschule den Beruf der Friseurin erlernt. Danach hat sie in einer Hallenser Diskothek gearbeitet. Gegenwärtig ist

sie arbeitslos. In Kürze wird sie als Kellnerin in der Kneipe eines Freundes eingestellt. Die ökonomische Situation der Familie ist vor dem Hintergrund der ostdeutschen Lebensverhältnisse auf mittlerem Niveau einzustufen. Kulturell ist die Familie im Kontext der Alternativkultur zu verorten: Krümels Eltern rechnen sich der linken Alternativen Szene zu. Schon vor der Wende haben sie in der Hausbesetzerbewegung mitgemacht und im Zusammenhang dieser Aktivitäten wurden sie von der Staatssicherheit überprüft. An den Montagsdemonstrationen der Wendezeit waren die Eltern ebenso wie Krümel aktiv beteiligt.

Die biographische Erzählung von Krümel folgt keiner chronologisch aufgebauten Lebensgeschichte. Vielmehr thematisiert er nach einer knappen Schilderung von zwei Umzügen seinen über Initiationsriten (z. B. zum ersten Mal die Haare abgeschnitten) erfolgten Eintritt in eine Punkclique sowie zwei mehrwöchige Aufenthalte in Ostberlin und Potsdam, wohin er zusammen mit einem Freund abgehauen war, ohne seine Eltern vorher zu informieren. Ursache für den zweiten „Ausflug“ nach Berlin war die Tatsache, daß er in der Schule in eine andere Klasse strafversetzt worden war, nachdem er sich mit einem Klassenkameraden rumgeprügelt hatte. Krümel liefert in der Ersterzählung somit eine szenisch ausgestaltete Actiongeschichte aus dem vergangenen Jahr, in der er sich nicht wie ein Kind, sondern eher altersunspezifisch (er wohnte einige Wochen allein in einer Wagenburg, half bei einem Rockkonzert als „Roadie“ mit) verhalten hat.

Die Informationen aus den Nachfrageteilen relativieren einerseits das herausgearbeitete Muster vom zwölfjährigen Erwachsenen. So darf Krümel abends in der Regel nur bis 19.00 Uhr weggehen; zweimal pro Woche hat er Ausgang bis 21.00 Uhr. Er besucht zum zweiten Male die sechste Klasse einer Realschule (bis 1991 Polytechnische Oberschule). In seiner Freizeit geht er gerne schwimmen, spielt Basketball und hört gern Musik (Punk und Techno). Und in seinem Kommentar zur Frage nach seiner Selbständigkeit stellt er fest: „Naja, ich würd' gern selbständig sein, aber ich glaub', das würde absolut nicht klappen, wenn ich irgendwie alleine wohnen würde.“ Andererseits finden sich in den Nachfrageteilen auch eine Reihe von Indikatoren, die auf einen beschleunigten Weg in und durch die Jugendphase hinweisen.

So hat Krümel nach eigener Aussage seine „Disco-Phase“ bereits hinter sich, über die Verwendung seines Taschengeldes und die Auswahl der Urlaubsorte darf er alleine bestimmen. Seine nega-

4 Vgl. Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: neue praxis, 13 (1983) 6, S. 283–293; Claus Mühlfeld u. a., Auswertungsprobleme offener Interviews, in: Soziale Welt, 32 (1981), S. 325–352.

tive Schulkarriere (er ist in der sechsten Klasse der Realschule u. a. deshalb sitzengeblieben, weil er so oft gefehlt hat) hat er durch eigenes Verhalten mitbestimmt. Er raucht bereits Zigaretten und besucht wöchentlich zweimal mit seinen Freunden aus der Punkclique eine linke Szenekneipe, wenn auch nur bis 21.00 Uhr.

Krümels Lebensgeschichte zeichnet sich durch einen hohen Grad an biographischer Selbstreflexivität aus. Es gelingt ihm nicht nur, sein Ich im Rahmen globaler gesellschaftspolitischer Zusammenhänge zu verorten: Er hätte sich gewünscht, daß die DDR – allerdings ohne das Repressionsorgan der Staatssicherheit – weiterexistiert hätte. Auch sein Lebensentwurf ist hochreflexiv formuliert: So ist ihm bewußt, daß er irgendwann aus der Punkszene aussteigen und Geld verdienen muß, „da man das nicht das ganze Leben lang durchmachen kann“. Zusammenfassend kann man den erreichten Grad der biographischen Verselbständigung und Selbstreflexion bei Krümel als sehr hoch charakterisieren. Krümels Weg durch die Biographie ist durch ein hohes Maß an Selbstkontrolle und Individualisierung bestimmt, wenngleich er durchaus noch von der emotionalen Zuwendung der Eltern abhängig ist.

Von den Eltern, vor allem von der Mutter, die sich weitgehend alleine um den Sohn kümmert, wird Krümel wie ein gleichberechtigter Partner behandelt. Mutter und Sohn informieren sich wechselseitig, teilweise mit Zetteln, darüber, wo sie am Nachmittag jeweils hingehen. In der Familie herrschen bestimmte Regeln (Essenszeiten, Bettgehzeiten, Umgangsformen), die aber nicht starr festgelegt, sondern diskursiv verhandelbar sind. Die Pflichten von Krümel beschränken sich auf ab und zu mal Kohlenhochholen und Einkaufengehen. Krümels Grenzen sind sehr weit gesteckt, er kann seine Eltern oft von etwas überzeugen, was sie nicht so gut finden. Durchbricht er die Grenzen von sich aus, spricht die Mutter mit ihm darüber. Strafen wie Fernsehverbot, Stubenarrest, Geldentzug gibt es nicht. Die Mutter bestraft ihn, indem sie ein Versprechen nicht einhält oder ihn ignoriert. Sie hätte es gerne gesehen, wenn ihr Sohn auf das Gymnasium gegangen wäre, aber sie findet sich auch mit der Tatsache ab, daß es aufgrund von Krümels Faulheit nur zum Besuch der Realschule reicht. In der Familie herrscht eine offene Atmosphäre. Insgesamt gesehen kann das familiäre Interaktionsmuster als diskursiver Verhandlungshaushalt, als Erziehung an der langen Leine charakterisiert werden, die mit antipädagogischen Ambitionen durchsetzt ist, da die Mutter Krümel in einer Reihe von Punkten wie einen kleinen Er-

wachsenen behandelt. Das herausgearbeitete familiäre Beziehungsmuster und der bereits erreichte Grad an biographischer Verselbständigung bei Krümel sind somit zwei Seiten der gleichen Medaille.

2. Der Fall Fanni

Die 13jährige Fanni lebt mit ihren Eltern und der 9jährigen Schwester in einer Dreiraum-Mietwohnung in einem Mehrfamilienhaus Halles; es ist ein Teil einer Reihe solcher mehrgeschossiger Bauten, die etwa in der Mitte der fünfziger Jahre entstanden sind. Sie bilden auf der einen Seite die Front zu einer Hauptverkehrsstraße. Hinter den Miethäusern befinden sich Villen auf Gartengrundstücken. Fanni bewohnt gemeinsam mit ihrer Schwester das kleinste der drei Zimmer der elterlichen Wohnung. Fannis Vater ist 41 Jahre alt, von Beruf Psychologe im Strafvollzug, ihre Mutter ist Biologin in der Krebsfrüherkennung. Das ökonomische und kulturelle Niveau dieser Familie läßt sich vor dem Hintergrund der aktuellen Lebensbedingungen in Ostdeutschland als relativ hoch charakterisieren.

In ihrer biographischen Erzählung orientiert sich Fanni zeitlich an den Institutionen, die sie durchlaufen hat. Sie erzählt Geschichten und Eindrücke aus der Kindergarten- und Schulzeit mit dem Tenor, daß es zwar lustig, insgesamt aber doch auch von Regeln und Verpflichtungen beeinträchtigt war, die sie nicht mochte. Im Kindergarten – erinnert sie sich – war es z. B. der Zwang zum Mittagsschlaf, da sie „nie schlafen konnte“. Positiv wird von ihr rückblickend die Möglichkeit vermerkt, daß „man gehen konnte, wann man wollte, man hatte keinerlei Verpflichtungen... oder mal länger bei der Oma bleiben, wenn man wollte“ – im Gegensatz zur Schulzeit.

Mit ihrer Auffassung zur Schule, die ihr anfangs Spaß machte und ihr leichtfiel, die sie heute jedoch haßt, meint Fanni, stößt sie auf das Unverständnis ihrer Umwelt, insbesondere ihrer Eltern.

Fanni besucht seit dem 1. September 1991 die 7. Klasse eines traditionsreichen Gymnasiums der Stadt. Für diese Schule konnte sie sich – nach Beratung mit den Eltern – selbst entscheiden. Ausschlaggebend für die Wahl war zum einen die Tatsache, daß dieses Gymnasium als erstes sein Konzept öffentlich vorstellte, und zum anderen die für Fanni günstige verkehrstechnische Lage.

Fanni war in schulischen Belangen von Anfang an sehr selbständig und zuverlässig, ihre Leistungen waren bis zur 6. Klasse sehr gut. In den ersten Wo-

chen am Gymnasium gab es erstmalig Vieren oder auch mal eine Fünf. Während Fanni das scheinbar gelassen nimmt – „Es gibt ja noch die Sechs, und es haben ja nur sechs oder sieben Kinder eine Drei oder Vier – und ich kann's ja“ –, erhielten die Eltern damit einen „Dämpfer“, obwohl sie sich bewußt waren, so der Vater, daß es zunächst einen Leistungsabfall geben würde. Für sie waren Fannis schulische Leistungen stets der Grund, auf Fanni stolz zu sein – und derzeit entsprechen die Noten ganz und gar nicht ihren Vorstellungen.

Die neuen Lehrer am Gymnasium betrachtet Fanni kritisch, insbesondere deren „unsicheren und ungeschickten“ Umgang mit der neuen Zensurenkala und mit den sehr unterschiedlichen Leistungsvoraussetzungen der Schüler einer Klasse zu Beginn der Schulzeit, die von ihnen nahezu ignoriert würden. Großen Einfluß auf Fanni haben die Großeltern mütterlicherseits. Bei ihnen fühlt sich Fanni sehr wohl, erlebt dort sehr viel Freude und Zuwendung, erlernte bei ihnen das Radfahren und hat Gelegenheit, mit Tieren (Katzen u. a.) umzugehen.

Die Ergebnisse des Nachfrageteils belegen bei Fanni ein relativ ausgewogenes Verhältnis zwischen dem erreichten Grad an biographischer Verselbständigung und der Art des familialen Verhandlungshaushaltes. In der Familie gibt es Regeln, die als bestimmte Rahmenbedingungen bzw. Orientierungen dienen, bei allen Familienmitgliedern eine gewisse Akzeptanz haben – auch wenn sie nicht in jedem Falle erläutert, ebenso wenig ganz konsequent eingehalten oder eingefordert werden – und zum großen Teil auch nicht von bestimmten Pflichten zu trennen sind. Dazu zählt, daß Fanni im Haushalt mithilft: Donnerstags wird das Kinderzimmer aufgeräumt, am Samstag ist sie für das Staubwischen in der Wohnung zuständig. Im Vergleich zu ihren Freunden darf Fanni auch nicht „unbegrenzt unten bleiben“.

Insgesamt sind die Regeln in der Familie jedoch nicht starr: Fanni nimmt von Fall zu Fall durch Überreden sogar Einfluß, wenn die „Eltern überzogen haben“.

In ihrer Freizeit besucht Fanni einmal wöchentlich den Gitarrenunterricht in einer Musikschule; sie hatte bereits mehrere kleine Auftritte im Händelhaus. Sie trifft sich mit Freunden, insbesondere mit denen aus dem Wohnviertel (mit ihnen besuchte sie gemeinsam bis zur 6. Klasse die Schule); hier wohnt auch ihre beste Freundin. Fanni verabredet sich selbständig mit ihnen; von seiten der Eltern gibt es keine Einschränkung des Aktionsradius. Auch darf Fanni – nach eingeholter Erlaubnis – bei

der Freundin schlafen (diese wohnt mit ihren Eltern in einem Einfamilienhaus/Villa in der Nähe von Fanni); umgekehrt ist das nur in Ausnahmefällen möglich, und zwar nur dann, wenn sich ein Elternteil auf Dienstreise befindet und die Schwester ins Schlafzimmer „umzieht“. Freundschaften mit Mitschülern aus dem Gymnasium hält Fanni für kompliziert, da sie aus allen Stadtteilen kommen und somit Treffs nach dem Unterricht ziemlich erschwert wären.

Zunehmend erfolgreich setzt Fanni ihren Willen durch, an bestimmten Familienvorhaben am Wochenende nicht mehr teilnehmen zu müssen, um mal allein sein zu können, oder schüttelt Kritik des Vaters ab mit den Worten: „... ist vielleicht deine Meinung. Ich habe eine andere, meine Freundin eventuell auch...“ Fanni zeigt sich immer stärker peergruppenorientiert. Ihre Art zu reagieren hält Fannis Vater für distanzlos und meint, daß er seinen Eltern so nicht hätte begegnen dürfen.

Auf die Entscheidung über ihre Kleidung (was sie täglich anzieht) hat Fanni bereits einen gewissen Einfluß; über ihr Taschengeld – es beträgt 5,00 DM monatlich und wird zu bestimmten Feierlichkeiten von den Großeltern „ergänzt“ – kann sie selbständig verfügen, erntet jedoch manchmal Kritik, was den Nutzen der von ihr gekauften Dinge (z. B. Schlüsselanhänger) betrifft. Sie kann aber auch sehr ehrgeizig sparen (z. B. für ein Fahrrad im Wert von 399,00 DM) und weiß, daß ihre Freunde über mehr Taschengeld verfügen. Abends darf sie nicht allein weggehen, und „für die Disko ist Fanni noch zu jung“, meint der Vater.

Die durch die Wende verursachten gesellschaftlichen Veränderungen beurteilt Fanni positiv hinsichtlich der Reisemöglichkeiten und des modischen Pops der Kleidung; negativ reflektiert sie hingegen u. a. Preisanstiege, Arbeitslosigkeit und die Verpackungsflut.

Fannis Vater kritisiert an der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung (Oktober 1991) darüber hinaus insbesondere die Situation in und an den Schulen, die er bereichsweise als „katastrophal“ bezeichnet. Das gelte zum Beispiel für die Bücherversorgung oder für die Unterforderung der Schüler in naturwissenschaftlichen Fächern im Vergleich zu DDR-Zeiten – „... ich weiß nicht, ob wir zurück zur Klippschule wollen“ – sowie für die einseitige Orientierung des Deutschunterrichts auf westliche Literatur oder den – nun wiederum – stark ideologisch ausgerichteten Geschichtsunterricht. Die Handhabung der neuen Zensurengebung an den Schulen durch die Lehrer stellt für ihn eine Unfaßbarkeit dar. Wie können Lehrer argu-

mentieren „Nur wenn ihr 125 Prozent von dem wißt, was der Lehrer weiß, könnt ihr eine Eins bekommen“ und damit erwarten, daß der Schüler klüger als sein Lehrer ist? Positiv bewertet er die Inhalte und Methoden des Fremdsprachenunterrichts (Fanni erlernt inzwischen drei Fremdsprachen: Russisch, Englisch u. Latein).

Das Bestreben der Schulen nach mehr Demokratie wird von Fannis Vater stark in Zweifel gezogen. Beide Eltern haben sich stets in den Elternvertretungen engagiert, „... jetzt wird das alles als Einmischung ausgelegt... Ich habe keine Lust mehr, mir ob meiner Vergangenheit stets Vorwürfe machen zu lassen, denn Arbeit im Strafvollzug ist schon Angriff genug.“ Die heutigen Elternvertreterwahlen seien ein „Demokratiemäntelchen, nichts anderes als früher die, nur, daß der Direktor nicht mehr Mitglied ist“.

Fanni betrachtet ihre Lebensplanung eindeutig unter dem Eindruck der veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse; sie hat noch keine fest umrissenen Vorstellungen, möchte aber ihr Abitur mit guten Leistungen abschließen. „Na ja, dann geht es da draußen weiter mit dem ganzen Gesuche und ... na, ja, ich weiß nicht.“

3. Der Fall Ina

Ina ist zum Zeitpunkt des Interviews 12 Jahre alt und wohnt mit ihren Eltern und dem 19jährigen Bruder in Halle-Neustadt. Inas Eltern sind beide Jahrgang 1948, haben das Abitur erworben und verfügen über einen Hochschulabschluß. Inas Vater ist von Beruf Diplomingenieur für Maschinenbau, ihre Mutter ist Ökonomin. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist der Vater Geschäftsführer in einer Fenster- und Türenfirma in zentraler Lage von Halle. Die Mutter ist seit einiger Zeit arbeitslos und führt den Haushalt der Familie. Darüber hinaus erledigt sie die Buchhaltung der Firma ihres Mannes und nutzt dafür ein angemietetes Zimmer in der Nachbarwohnung. Inas Familie bewohnt eine Vierraum-Mietwohnung, in der Ina über ein eigenes kleines Zimmer verfügt. Momentan bemühen sich die Eltern um eine große Altbauwohnung im Zentrum von Halle und vor allem in Geschäftsnähe.

Die ökonomische Situation der Familie ist gut, da das Geschäft des Vaters floriert. Dementsprechend sehen Inas Eltern in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen echte Entwicklungschancen für alle Familienmitglieder.

Die biographische Erzählung von Ina ist sehr kurz. Ina eröffnet sie mit Erinnerungen an ihre frühe

Kindheit und beginnt, aus der Kindergartenzeit zu berichten. Dabei orientiert sie sich nicht an einem bestimmten Lebensjahr, sondern „hangelt“ sich entlang an Institutionen wie Kindergarten und Schule. Damit markiert sie entscheidende Abschnitte in ihrem Leben. Personen, die sie durch diese Institutionen begleiten, bleiben weitgehend „blaß“. Daß sie gern in den Kindergarten gegangen ist, begründet sie mit der „netten“ Erzieherin. Überhaupt sind die „netten“ Personen, so z.B. auch die Lehrerin in der Schule, für Ina wichtige Bezugspunkte. Im narrativen Interview reflektiert Ina sehr wenig ihre eigene Lebensgeschichte. Biographische Selbstverortungen werden von ihr ebensowenig vorgenommen wie ein expliziter Zukunftsentwurf.

Ina besucht seit September 1991 das Francke-Gymnasium, das auf eine lange Tradition verweisen kann. Das Besondere dieser Schule hat Ina nun verinnerlicht. „Na und ... na ja und dann bin ich ja ... ähm ... na in die Schule gekommen, und das ist ja nun die Franckische Stiftung, und dort ist es eigentlich etwas strenger, find ich es. Nun bin ich ja erst eine Woche da, aber da – finde ich – ist es etwas strenger. Dort wird auch viel geleistet, hm, ich meine, wir müssen viel leisten, na ja.“ Sollte sie dieses Gymnasium nicht schaffen, dann besucht sie eben ein „niederes“. Der Wechsel der Schulen ist Ina nicht schwergefallen. Allerdings bedauert sie die Trennung von den alten Schulfreunden, die sie nun nur noch selten trifft. Ina wäre lieber mit ihnen weiterhin im Wohngebiet auf das Gymnasium gegangen. Ihre Mutter hat aber gegen Inas Willen die Wahl des Gymnasiums getroffen („für Ina das Beste“). Das Gymnasium im Wohngebiet ist ein Modellversuch für eine Gesamtschule und entsprach nicht den Vorstellungen der Mutter.

Inas Alltag ist relativ klar geregelt. Ihre Mutter fährt sie täglich zur Schule (damit Ina nicht den vollen Linienbus benutzen muß), gegen 14.30 Uhr ist sie wieder zu Hause, fertigt dann ihre Hausaufgaben an und trifft sich danach mit Freunden im Wohngebiet zum Fahrradfahren oder einfach so zum „Schwatzen“.

Einmal wöchentlich besucht Ina die Musikschule. 1989 ging sie regelmäßig zur Kirche, gegenwärtig allerdings nicht mehr, nur noch an bestimmten Fest- und Feiertagen. Ina bewegt sich in dem vor allem von der Mutter gesteckten Rahmen und unternimmt keinen Versuch, diesen Spielraum für sich zu erweitern. Somit kommt es auch kaum zu Konflikten. Die Toleranzbereiche der Eltern sind sehr gering, was in der Antwort der Mutter hin-

sichtlich der Auswahl von Bekleidung für ihre Tochter exemplarisch deutlich wird: „Sie hätte das zwar gern, aber beim Kaufen schränke ich das sehr, sehr ein. Gerade weil, äh... Ina... äh eine recht angenehme Erscheinung ist, würde sie das am liebsten auch rausputzen wie die Modedame, und das schränke ich sehr ein... Also, da lege ich streng fest, was ich ihr kaufe...“ Nach Aussage der Mutter ist die ganze Familie nicht zärtlich veranlagt, jedoch „...holt sich Ina ihre Streicheleinheiten von der Mutter und vom Vater.“

Dauerbrenner in der Familie sind die konträren Erziehungsauffassungen zwischen Vater und Mutter (der Vater ist viel toleranter). Dominierende Regel in der Familie ist, daß nicht gelogen werden darf. Darüber hinaus sind feste Essens-, Bettgeh- und Fernsehzeiten sowie Pflichten wie Zimmeraufräumen, Tischdecken usw. und gepflegte Umgangsformen einzuhalten. Aufgestellte Regeln werden von der Mutter nicht begründet. Für Ungerechtigkeiten würde sie sich nie bei den Kindern entschuldigen („... sie müssen lernen, mit Ungerechtigkeiten zu leben...“). Die Mutter spricht sich für einen autoritären Erziehungsstil aus.

Selbständig darf Ina einkaufen und entscheiden, wann und ob sie Freunde trifft. Daß sie bei Freunden schläft, wünscht die Mutter nicht, auch übernachtete noch nie ein Kind bei Ina. Die Wochenenden werden in bzw. mit der Familie verlebt (z.B. Oma besuchen). Ina orientiert sich noch relativ stark an der Familie, und es sind noch keine Ablösungserscheinungen zu erkennen. Einfluß auf die Erziehung sowie das Leben haben die Großeltern mütterlicherseits. Ina ist mit ihrem Leben und dem der Eltern zufrieden. Sie möchte später auch ein eigenes Geschäft besitzen.

Die Mutter sieht in der heutigen Zeit eine echte Chance für die Entwicklung der Kinder („... das sind richtige Sonnenkinder...“). Was für sie früher nicht möglich war, ist heute für ihre Kinder möglich.

III. Zur aktuellen Lebenssituation von Kindern in den neuen Bundesländern

1. Zwischen restriktivem Befehlshaushalt und Verhandlungshaushalt mit antipädagogischer Orientierung

Wir haben drei besonders interessante Fälle aus unserer qualitativen Teilstudie dargestellt, die verschiedene Varianten des Wechselverhältnisses von Kinderbiographien und familialen Interaktions-

mustern in Ostdeutschland repräsentieren. Krümel und seine Eltern sind im Spektrum unserer Fälle sicherlich das avancierteste Muster, bei dem ein beschleunigter Weg von der Kindheit in die Jugendphase mit familialen Umgangsformen einhergeht, die wir als *diskursiven Verhandlungshaushalt mit antipädagogischer Orientierung* charakterisieren können. Auch in politischer Hinsicht stellt der Fall Krümel im Kontext unserer Fälle eine Extrem- und Ausnahmevariante dar, da Krümel sich den Fortbestand einer erneuerten und reformierten DDR als eigenständiger Staat gewünscht hätte.

Der maximale Kontrastfall zu Krümel in allen uns interessierenden Dimensionen ist der Fall Ina. Inas Lebensgeschichte repräsentiert das Muster einer kindhaften Biographie, das durch eine Zufriedenheit mit der Kindrolle, durch kindliches Verhalten im Alltag und noch durch eine starke Familienorientierung bestimmt ist. Biographische Verselbständigungsschritte und Ablösungsprozesse von der Familie sind noch nicht zu erkennen. Die familialen Umgangsformen in Inas Familie kann man als die eines *restriktiven Befehlshaushalts* kennzeichnen. Die Mutter, die aufgrund der hohen beruflichen Belastung des Vaters weitgehend alleine für die Erziehung der Kinder verantwortlich ist, hat eine autoritäre Erziehungshaltung. In der Familie herrscht ein klares Regelsystem, an das sich die Kinder zu halten haben. Ökonomisch gesehen gehört Inas Familie zu denjenigen, die nach der politischen Wende in der DDR einen sozialen Aufstieg erlebt haben, und dementsprechend eindeutig positiv ist auch ihre Einstellung zur politischen Entwicklung seit der Wende.

Der Fall Fanni repräsentiert im Spektrum dieser Pole in den verschiedenen Dimensionen ein mittleres Muster. Fannis biographische Entwicklung läßt sich als Weg in die jugendliche Normalbiographie charakterisieren. Einerseits bewegt sie sich noch in dem von der Familie vorgegebenen Rahmen (z.B. Einhalten der Ausgehzeiten, Mithilfe im Haushalt), andererseits ist sie in einigen Lebensbereichen schon sehr selbständig (eigenständige Verabredungspraxis, selbstbestimmter Aktionsradius, erste Ansätze von Peergroup-Orientierung). Das Erziehungsverhalten der Eltern ist durch eine *Ambivalenz von Befehls- und Verhandlungshaushalt* bestimmt. Die Eltern gehen bei einigen Fragen ziemlich autoritär vor, bei anderen lassen sie mit sich verhandeln oder geben ihrer Tochter sogar die völlige Entscheidungsfreiheit. Unter politischen Gesichtspunkten repräsentiert dieser Fall ein drittes für die aktuelle Situation in den neuen Bundesländern exemplarisches Muster. Der Vater steht aufgrund seiner Tätigkeit im Jugendstrafvoll-

zug wegen seiner politischen Vergangenheit unter Rechtfertigungsdruck. Gleichzeitig kritisiert er die vermeintlichen Innovationen im Bildungswesen von Sachsen-Anhalt, das im Jahre 1991 an westdeutsche Vorbilder angepaßt wurde. Mit den drei hier vorgestellten Fällen haben wir markante Eckpunkte beschrieben, in die sich das von uns herausgearbeitete Spektrum von Varianten von Kinderbiographien und familialen Generationsbeziehungen in Ostdeutschland einordnen lassen.

Welche globalen Entwicklungstendenzen der Situation von Kindern in den neuen Bundesländern zeichnen sich nach der Auswertung des gesamten Interviewmaterials noch ab?

2. Fazit

Erstens: Ein zentrales Ergebnis unserer Untersuchung ist, daß ein hochmodernisierter beschleunigter Weg von der Kindheit in eine lange Jugendphase, wie er in den aktuellen Debatten um eine Zerfaserung der Statuspassage Kindheit-Jugend, um eine Destandardisierung der kindlichen Normalbiographie⁵ oder gar um ein völliges Verschwinden der Lebensphase Kindheit⁶ als generelle Trendannahme diskutiert wird, in unserer ostdeutschen Stichprobe eher die Ausnahme ist. Die Mehrzahl der von uns befragten Kinder sind zwar aufgrund der Berufstätigkeit von Vater und Mutter schon früh zur Selbständigkeit (z. B. sich selber versorgen zu müssen) gezwungen. Gleichzeitig sind sie aber noch sehr kindlich und stark familienorientiert.

Zweitens: Ein weiteres Resultat unserer Studie ist, daß der im Anschluß an modernitäts- und zivilisationstheoretische Überlegungen für Westdeutschland und Westeuropa diagnostizierte Wandel in den familialen Generationsbeziehungen von einem „Befehls“- zu einem „Verhandlungshaushalt“⁷ sich der Tendenz nach auch in unserem ostdeutschen Fallmaterial abzeichnet, und dies obwohl das Familienleben in der DDR bis zur Wende durch völlig andere politisch-ideologische und sozioökonomische Rahmenbedingungen bestimmt war. Diese Entwicklung wird erklärbar, wenn man berücksichtigt, daß die Familie in der DDR – entge-

gen den Vorstellungen und dem Anspruch der SED – vor allem im vergangenen Jahrzehnt eine Gegenwelt zur „öffentlichen“ Gesellschaft geworden ist: ein Synonym für Privatheit in einer „normierten Gesellschaft“⁸, die schon lange vor der Wende die einzigen Freiräume für die Selbstverwirklichung der Eltern und für die Förderung der Selbständigkeit der Heranwachsenden bot. Die Herausbildung einer Verhandlungskultur in den Generationenbeziehungen fand in der ehemaligen DDR somit allenfalls im privaten Raum der Familie statt, während das öffentliche Leben in Schule, Freizeit-Organisationen (Junge Pioniere, FDJ) und Politik zumindest bis zur Wende eher durch hierarchische und zentralistische Entscheidungsstrukturen gekennzeichnet war. Trendsetter für die schrittweise Durchsetzung einer Verhandlungskultur in den Familien sind in Ostdeutschland ähnlich wie in westeuropäischen Ländern die Eltern aus oberen sozialen Statusgruppen mit hohem Bildungsniveau. Dabei fällt jedoch auf, daß neben einer Erziehung an der langen Leine, die Erziehung an der kurzen Leine bzw. das Changieren zwischen Verhandeln und Befehlen das zweite dominante Interaktionsmuster in ostdeutschen Familien ist. Die Berufstätigkeit der Väter und der meisten Mütter, der dadurch bedingte Zwang, den Alltag relativ straff zu organisieren, sowie die durch die Folgen der deutsch-deutschen Vereinigung ausgelösten neuen Belastungen der Familien, die sich u. a. in der Tatsache dokumentieren, daß ein Teil der von uns befragten Mütter im vergangenen Jahr arbeitslos geworden ist, können sicherlich Erklärungsursachen für das Festhalten an klaren Regeln bzw. für das Hin- und Herschwanken zwischen Befehlen und Verhandeln in der Erziehung sein. Ein weiteres Spezifikum ostdeutscher Familienziehung ist zudem, daß die Großeltern aufgrund der Berufstätigkeit der Eltern eine große Bedeutung für die Kinder als ergänzende Erzieher und wichtige Bezugspersonen haben.

Drittens: In unserem Interviewmaterial spiegeln sich nicht nur die vielfältigen Transformationsprozesse der ostdeutschen Gesellschaft, die die Familie betreffen. Thematisiert werden von Kindern und Eltern auch die immensen Veränderungen in der Schule (neue Bücher, neue Lerninhalte, das modifizierte System der Notengebung, neu zu wählende Schulformen), die mit der Ablösung der einheitlichen Polytechnischen Oberschule durch

5 Vgl. Peter Büchner, Aufwachsen in den achtziger Jahren, in: Peter Büchner/Heinz-Hermann Krüger/Lynne Chisholm (Hrsg.), Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich, Opladen 1990, S. 79–84.

6 Vgl. Neil Postman, Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt am Main 1983.

7 Manuela du Bois-Reymond, Zum Wandel der Beziehungen zwischen Eltern und Heranwachsenden, in: Peter Büchner/Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), Aufwachsen hüben und drüben, Opladen 1991, S. 297–306.

8 Jutta Gysi u. a., Die Zukunft von Familie und Ehe, Familienpolitik und Familienforschung in der DDR, in: Günter Burghard (Hrsg.), Sozialisation im Sozialismus, 1. Beiheft der Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, (1990), S. 105–113.

das dreigliedrige Schulsystem im September 1991 im Bundesland Sachsen-Anhalt einhergingen. Viele der von uns befragten Kinder beschreiben den Übergang von der Grundschule ins weiterführende Schulwesen als biographischen Einschnitt und Neuanfang, der mit dem Verlust von Schulfreunden, Lehrern, der gewohnten Umgebung und längeren Anfahrtswegen einhergeht. Angesprochen wird auch der gestiegene Leistungsdruck als Folge des neu eingeführten Schulsystems, dem sich jedoch die meisten anzupassen suchen, um einen optimalen Schulabschluß erreichen zu können⁹.

Viertens: Fast alle der von uns befragten Kinder haben einige feste Freunde und sind zudem in ein loses Netz von Gleichaltrigenbeziehungen eingebunden, das in Schule und Nachbarschaft seinen soziokulturellen Ort hat. Bei der Ausstattung mit Medien hat inzwischen in ostdeutschen Kinderzimmern eine Angleichung an westdeutsches Ausstattungsniveau stattgefunden¹⁰. In anderen Bereichen der Kinderkultur (Kindermöbel, Kindermode) finden sich noch Elemente jener homogenen und wenig ausdifferenzierten DDR-Kultur, die durch eine starke Gebrauchswertorientierung und eine Dialektik der Nützlichkeit und des „praktischen Sinns“¹¹ charakterisiert war. Gleichzeitig zeichnet sich jedoch bei der Nutzung von kinderulturellen Einrichtungen (z.B. Malschulen, Musikschulen) eine schichtspezifische Ausdifferenzierung kinderultureller Aktivitätsformen ähnlich wie im Westen Deutschlands ab, bei der die Eltern aus den alten (ehemalige Parteikader) und neuen Mittel- und Oberschichten versuchen, ihren Kindern über außerschulische Freizeitkarrieren zusätzliche Vorteile beim Erwerb von kulturellen und sozialen Kompetenzen zu verschaffen.

Fünftens: Angesichts der vielfältigen Umstrukturierungsprozesse, die seit der politischen Wende im Jahr 1989 in Familie, Schule und Freizeit in der ehemaligen DDR stattgefunden haben, können die Ergebnisse unserer qualitativen Befragung aus der Zeit vom Herbst 1991 bis Ende 1992 nur als Momentaufnahme eines dramatischen gesellschaftlichen Wandlungsprozesses gesehen werden. Sie beschreiben eine Prozeßstruktur im Umbruch, die durch eine für solch eine historische Situation

typische Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist. Einerseits sind die ostdeutschen Kinder für uns noch Repräsentanten eines traditionellen Kindheitsmusters, das durch eine geringer ausgeprägte Biographisierung der kindlichen Lebensführung, durch eine stärkere Eingebundenheit von Kindheit in Familie und Nachbarschaft und durch deutlich ausgeprägte geschlechtsspezifische Rollenmuster (z. B. Mädchen müssen im Haushalt mehr mithelfen) gekennzeichnet ist. Andererseits existierte in der ehemaligen DDR (hervorgerufen durch Internationalisierungstendenzen im Freizeit-, Medien- und Konsumbereich) bereits seit den siebziger Jahren eine nischenhafte alltagskulturelle Modernisierung und eine Westorientierung im Freizeitbereich, die Ursache für den gegenwärtig sich abzeichnenden raschen Angleichungsprozeß der ostdeutschen Kinder an westliche Vorbilder im Bereich der Mediennutzung und der kulturellen Orientierungen ist. Weitere von uns herausgearbeitete Trends lassen sich hingegen nicht primär im Zusammenhang mit der Vorgeschichte in der DDR, sondern nur als direkte Folgeerscheinungen der im Zuge der Vereinigung forciert einsetzenden Modernisierungs- und Transformationsprozesse der ostdeutschen Gesellschaft erklären. Das Spektrum der Phänomene reicht von der sich auch in unserer Stichprobe bereits abzeichnenden Arbeitslosigkeit der Mütter über die ausführliche Thematisierung der politischen Auswirkungen der Wende in der alltäglichen Familienkommunikation bis hin zum Verschwinden der stark verregelten Bildungslaufbahnen in der einheitlichen Polytechnischen Oberschule. An deren Stelle ist nun der Zwang zur Schulformauswahl nach der vierten Klasse getreten, der für viele Schüler mit dem Weggang von der ortsgebundenen Nachbarschaftsschule verbunden ist. Nicht mehr existent ist auch das ideologisch einseitige Muster der Betreuung und Kontrolle von Kindheit in Gestalt der Freizeitangebote der Pionierorganisation und der FDJ. Ein alternatives breites Freizeitangebot von Vereinen und Verbänden hat sich jedoch noch nicht herausgebildet.

Zusammenfassend läßt sich also konstatieren, daß der aktuelle Umstrukturierungsprozeß in Ostdeutschland die Lebensbedingungen sowie die Biographien und Lebenspläne von ostdeutschen Kindern dramatisch verändert und eine Neubestimmung der Lebensorientierung verlangt. Ob diese neuen Herausforderungen produktiv bewältigt werden können, hängt auch von den Unterstützungspotentialen ab, die die Familienpolitik sowie die Kinder- und Jugendpolitik für die Kinder in Ostdeutschland bereitstellt.

9 Quantitative Befragungen zeigen, daß über 50 Prozent der ostdeutschen Schüler das Abitur erwerben wollen; vgl. Imbke Behnken/Heinz-Hermann Krüger u. a., Schülerstudie '90, Weinheim 1991, S. 14; vgl. auch den Beitrag von Christian Palentien/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann in diesem Heft.

10 Vgl. auch den Beitrag von Peter Büchner/Burkhard Fuhs in diesem Heft.

11 Wolfgang Engler, Die zivilisatorische Lücke, Frankfurt am Main 1992, S. 73.

Christian Palentien/Käte Pollmer/Klaus Hurrelmann: Ausbildungs- und Zukunftsperspektiven ostdeutscher Jugendlicher nach der politischen Vereinigung Deutschlands

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/93, S. 3-13

Die ostdeutschen Jugendlichen erleben nach der politischen Wende im Herbst 1989 die Licht- und Schattenseiten einer hochindustrialisierten Wettbewerbsgesellschaft. Vor allem die bereits begonnene Bildungsexpansion in den neuen Bundesländern mit ihren hohen Anforderungen an die individuelle Leistungs- und Aufstiegs motivation hinterläßt erste Spuren in Selbstbewußtsein und biographischer Verarbeitung, die nicht auf die Vorzüge beschränkt bleiben. Wie die vorliegende Studie zeigt, führt die Annäherung des Bildungsverhaltens in den neuen Bundesländern an die alten Bundesländer auch im Osten zu einer Erhöhung der „Kosten der modernen Lebensweise“. In insgesamt drei Studien haben wir 1990 und 1992 Jugendliche nach ihren Lebensumständen, Einstellungen, Zukunftsperspektiven und den daraus resultierenden Hoffnungen, Ängsten, Belastungen und Befürchtungen befragt. Ausgewählte Ergebnisse zeigen, daß sich die 1990 unter den Jugendlichen in Ostdeutschland vorherrschende zukunftsoptimistische Leistungsorientierung abgeschwächt hat. Eine noch diffus bleibende Verunsicherung, die sich auf vielfältige Weise ausdrückt, schlägt sich in zahlreichen Lebensbereichen und den politischen Orientierungen Jugendlicher nieder. Die großen Lebensträume, die mit der Vereinigung verbunden waren, sind einer nüchternen bis skeptischen Einschätzung gewichen.

Barbara Hille: Lebenssituation und Lebensperspektiven Jugendlicher im vereinten Deutschland

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/93, S. 14-20

Gesamtdeutsche repräsentative Jugendbefragungen haben bestätigt, was bereits in den Jahrzehnten zuvor erkennbar war: Die Ähnlichkeiten zwischen den Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland sind deutlich größer, als dies aufgrund der konträren Systembedingungen zu erwarten war. Die Übereinstimmungen in der Einschätzung zentraler Lebenswerte, wie z.B. Familie, Freunde, Beruf, sind beachtlich. Differenzen ergeben sich eher bei deren Realisierung im Lebensalltag der Jugendlichen.

Die eigene Zukunft wird generell optimistisch eingeschätzt, wobei bei den ostdeutschen Jugendlichen allerdings Ängste vor Arbeitslosigkeit geäußert werden. Beachtlich ist die größere Distanz und kritische Haltung der weiblichen Jugendlichen in den neuen Bundesländern gegenüber den veränderten Verhältnissen, die sich auch in der politischen Meinungsbildung niederschlägt. Hierin wird ein Konfliktpotential sichtbar, das beachtet werden sollte.

Peter Büchner/Burkhard Fuhs: Außerschulisches Kinderleben im deutsch-deutschen Vergleich. Überlegungen zur Modernisierung kindlicher Sozialisationsbedingungen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/93, S. 21-31

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Lebenssituation und insbesondere dem außerschulischen Lebensalltag von 10- bis 14jährigen Kindern in Ost- und Westdeutschland. Empirische Grundlage sind ausführliche Fallstudien (narrative und Leitfadeninterviews) mit 12jährigen Kindern und deren Eltern sowie eine Fragebogenuntersuchung in ausgewählten Regionen Ost- und Westdeutschlands.

Ausgehend von Indikatoren zur Erfassung von Modernität des außerschulischen Kinderlebens wird das moderne Kinderleben in Ost und West anhand von zwei ausgewählten Einzelfallstudien quasi idealtypisch dargestellt und in einem zweiten Schritt unter Zuhilfenahme von weiterem empirischem Material in einigen Dimensionen vergleichend beleuchtet.

Im Ergebnis werden zahlreiche Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zwischen modernen und weniger modernen Varianten des Kinderlebens in Ost und West herausgearbeitet.

Heinz-Hermann Krüger/Gerlinde Haak/Marion Musiol: Kindheit im Umbruch. Biographien ostdeutscher Kinder

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/93, S. 32-39

In diesem Beitrag werden die Ergebnisse eines Forschungsprojektes dargestellt, das sich mit dem Wandel von Kinderbiographien, familialen Generationsbeziehungen und Kinderkultur in Ostdeutschland beschäftigt. Dabei werden in einem ersten Schritt in Kurzporträts die Biographieverläufe und familialen Lebensformen von drei ostdeutschen Kindern exemplarisch vorgestellt. In einem zweiten Schritt werden die Ergebnisse aus den biographischen Fallanalysen verallgemeinert und einige generelle Tendenzen zur Situation von Kinderbiographie, familialen, schulischen und außerschulischen Lebensbedingungen von Kindern in den neuen Bundesländern skizziert.